

Februar

No. 2

1897

Lehren des Hamburger Streiks.

Von

A. v. Elm

(Hamburg).

Der grosse gewaltige Kampf der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute ist beendet. Die Kapitalisten-Blätter feiern den „Sieg“ der Arbeitgeber und versuchen der Welt glauben zu machen, dass gegenüber der geeinten Macht des Kapitals jeglicher Auflehnungsversuch der Arbeiter kläglich scheitern müsse. Auch in Arbeiterkreisen mag es — wie wir dies zu beobachten bei früheren Veranlassungen ja schon mehrfach Gelegenheit hatten — auch dieses Mal wieder eine Schaar Kleinmüthiger geben, welche den allbekanntesten Spruch aller Zaghafte: „Es nützt ja doch Nichts“ werden erschallen lassen. Die Ursachen der Niederlage der Arbeiter festzustellen, ist demgegenüber gebieterische Nothwendigkeit.

Worin bestand die Macht der Kapitalisten, auf welche diese so sehr trumpfen?

Zunächst ist festzustellen, dass die Arbeiter beim Ausbruch des Kampfes sehr schlecht organisirt waren; von 16430 am Streik beteiligten Arbeitern gehörten nur 4556 ihrer Organisation an. Die Arbeitgeber dagegen waren verhältnissmässig bedeutend besser organisirt. Seit der Malfeier im Jahre 1890 hat sich die Hamburger Arbeiterschaft eine Organisation geschaffen, deren Hauptbestreben war, die Koalition der Arbeiter, die Macht der organisirten Arbeit, zu schwächen. Am schärfsten kam dieser Zweck der Arbeitgeber-Vereinigung zum Ausdruck im Jahre 1891 in dem Ausschluss der Tabakarbeiter seitens des Cigarrenfabrikanten-Vereins von Hamburg-Altona-Ottensen.

Nach 16 wöchentlichem Kampf unterlagen die Arbeiter. Gesiegt hatte der Kapitalisten-Uebermuth, welcher von den Arbeitern die Verzichtleistung auf ihr Koalitionsrecht forderte. Die „Sieger“ mussten jedoch sehr bald die Erfahrung machen, dass der mit so grossen Opfern seitens der Kapitalisten erkämpfte „Sieg“ nur ein Scheinsieg war. Die Arbeiter befolgten in ihrer grossen Mehrzahl den ihnen bei Beendigung des Kampfes gegebenen guten Rath, zu unterschreiben, was ihnen zur Unterschrift vorgelegt würde und das gerade Gegentheil von dem zu thun, wozu sie sich den Räubern des ihnen gesetzlich gewährleisteten Koalitionsrechtes gegenüber durch Namensunterschrift gezwungenermassen verpflichten mussten.

Auch die Herren Arbeitgeber im Schiffahrts-Gewerbe befolgten nach 1890 zum grössten Theil die Taktik der Cigarrenfabrikanten. Der Verein der Hamburger Ewerführer hatte vor 1890 eine sehr grosse Mitgliederzahl. Die Ewerführerbaase benutzten ihren damals über ihre Arbeiter errungenen Sieg, die Organisation der Ewerführer zu sprengen. Ein Kontrollbureau wurde errichtet, durch welches die Herren Arbeitgeber Jeden aus ihren Betrieben verdrängten, welcher bisher eine leitende Stellung unter den Ewerführern inne hatte oder welcher den Versuch machte, seine Kollegen zum Festhalten an der Organisation zu bewegen. Durch diese Maassnahmen wurde der Verein der Ewerführer zu Grunde gerichtet und gelang es erst im letzten Jahre, eine neue Organisation zu schaffen.

Bei dem Gros der Hafearbeiter, den Schauerleuten war das Verständniss für die Organisation ein so geringes, dass bei denselben eigentlich nur dem Namen nach von einem Verein die Rede sein konnte.

Die Organisationslosigkeit der Arbeiter war die Ursache einer ganzen Reihe taktischer Fehler, die hätten vermieden werden müssen. Den Feind greift man nicht an, wenn dessen Position die denkbar günstigste ist. Allerdings war der damalige Geschäftsgang im Schiffahrts-Gewerbe ein flotter, aber bei ruhiger Ueberlegung hätten sich die Arbeiter sagen müssen, dass bei einem ernstlichen Widerstand der Gegner, mit dem man gut thut, von vornherein immer zu rechnen, die Situation sich für sie von Woche zu Woche ungünstiger gestalten müsste.

Die Leitung des Hafearbeiter-Verbandes sah dies sehr wohl ein und rieth ernstlich vor Eintritt in einen Streik kurz vor Beginn des Winters ab. Irgend welche Vorbereitungen für den Kampf waren nicht getroffen, die meisten Kategorien der Arbeiter waren sich über die Höhe der zu stellenden Lohnforderungen noch nicht einmal schlüssig geworden. Die Schauerleute jedoch wollten unter keinen Umständen warten; sie waren von einem baldigen Siege so sehr überzeugt, dass sie auf materielle Unterstützung garnicht einmal rechneten. Dass die Arbeitgeber vor dem völlig unorganisirten Gegner keinen besonderen Respekt hatten, war erklärlich, die Stauer brachen die Verhandlungen mit den Schauerleuten schroff ab, und der Krach war da. Die Stauer rechneten darauf, dass sich unter den Schauerleuten selbst und den übrigen Arbeiterkategorien Arbeiter genügend finden würden, um den Stauereibetrieb damit auf kurze Zeit aufrecht erhalten zu können. Um den Arbeitern einen Schreck einzujagen, erliessen sie seitenlange fette Annoncen, und drohten mit dem sofortigen Import italienischer Arbeiter. Es bemächtigte sich der Arbeitermassen am Hafen eine kolossale Aufregung, deren Folge war, dass jetzt Schlag auf Schlag die Arbeitseinstellung einer Arbeiterkategorie nach der andern folgte. In aller Eile wurden Lohntarife ausgearbeitet, den Arbeitgebern eingereicht, und von denselben in vielen Fällen in wenig Stunden eine Antwort verlangt. Das war zweifellos ein faktischer Fehler, welcher die Arbeitgeber zu dem Vorwand scheinbar berechnigte, die Forderungen rundweg abzulehnen. Das wäre zu vermeiden gewesen, wenn die Sache von vornherein organisirt gehandhabt worden wäre.

Mittel zur Führung des Kampfes waren bei Beginn desselben keine da, und wenn nun auch bei den meisten Gewerkschaften es noch für lange Zeit völlig ausgeschlossen sein dürfte, dass dieselben aus eigener Kraft Streiks von längerer Dauer zu führen im Stande sein werden, so sollte doch allmählich in den Kreisen der Arbeiter Klarheit darüber herrschen, dass, wenn nicht einmal für die ersten Wochen die nöthigen Geldmittel vorhanden sind, der Widerstand der Gegner durch diese Thatsache an und für sich kolossal gestärkt wird. So war es beim Tabakarbeiterausschluss, so war es beim Textilarbeiter-Streik in Kottbus, und so geschah es [auch jetzt wieder; dass die Arbeitgeber darauf bauten, es wird ganz unmöglich sein, durch freiwillige Sammlungen die erforderliche Streik-Unterstützung schaffen zu können.

Der Streik hat allein an direkter Unterstützung der Streikenden 1 378 530 Mk. gekostet; es ist für mich gar keine Frage, dass, wenn auch nur der fünfte Theil dieser Summe vor Beginn des Streiks baar in der Kasse des Hafenarbeiter-Verbandes vorhanden gewesen wäre, diese Thatsache ihren Eindruck auf die Arbeitgeber nicht verfehlt und dieselben zur Weiterführung von Verhandlungen mit den Schauerleuten geneigt gemacht hätte. Die deutsche Arbeiterschaft hat den Streik der Hafenarbeiter und Seeleute unterstützt, wie dies bisher bei einem Streik noch nie der Fall war. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Erkenntniss der Bedeutung der wirthschaftlichen Kämpfe. Ob diese freiwilligen Leistungen in späteren Fällen je die Höhe wieder erreichen werden, ist fraglich. Sie könnten allerdings, wenn die Erkenntniss der Nothwendigkeit der Unterstützung solch grosser wirthschaftlicher Kämpfe allgemein unter den deutschen Arbeitern wäre, noch bedeutend, ohne den Einzelnen mehr zu belasten, gesteigert werden; ja, wenn eine Zersplitterung der Kräfte nicht stattfände, müsste es sogar ganz ausgeschlossen sein, dass ein Kampf aus Mangel an Geld verloren ginge. Aber eine solche Konzentration der Kräfte auf wirthschaftlichem Gebiet ist für die nächste Zukunft noch nicht zu erreichen, das Fundament ist dazu noch nicht vorhanden. Der grösste Theil der deutschen Arbeiter ist noch nicht organisirt. Die Mehrzahl der Organisirten zahlt so niedrige Beiträge, dass Mittel zur Führung wirthschaftlicher Kämpfe in ihren Vereinskassen selten vorhanden sind.

Wenn aus diesem für die Arbeiter ungünstig verlaufenen Kampfe die Hafenarbeiter zunächst die Lehre ziehen würden, dass sie sich gut organisiren müssten, dass sie sich für kommende Kämpfe durch Ansammlung eines grossen Kriegsfonds rüsten müssten, so wäre diese Niederlage der Arbeiter ein kolossaler Gewinn für dieselben; aber auch die übrigen Arbeiter Deutschlands mögen es sich merken, dass mit Pfennig-Beiträgen Kampfesorganisationen nicht aufzubauen sind.

„Wir müssen von der Nickel- zur Silberwährung übergehen“ empfahl ein Redner in einer Volksversammlung den Arbeitern; die Hamburger Arbeiter haben dieser Aufforderung Folge geleistet und während des Streiks 1 Mark, 2 Mark, 3 Mark pro Woche an Extrabeiträgen gezahlt.

Aber wie ganz anders würde es wirken, wenn man in den Gewerkschaften von vornherein einen zweckentsprechenden Beitrag zahlen würde.

Die organisirten deutschen Arbeiter zahlen nach meinem Dafürhalten nicht geringere Beiträge, wie die Arbeiter anderer Länder, nur ist die Mehrzahl immer noch nicht zu der Erkenntniss gekommen, dass, wenn sie die Summe, welche sie an freiwilligen Beiträgen im ganzen Jahr hergeben, zur Erhöhung der regelmässigen Wochenbeiträge verwenden würden, die jetzt von ihnen für die wirthschaftlichen Kämpfe gebrachten Geldopfer einen *hundertfachen* Werth bekommen dürften. Wenn die Arbeitgeber im Schifffahrts-Gewerbe in Hamburg vor der gegebenen Thatsache gestanden hätten — sagen wir auf 6 Wochen sind die Arbeiter gerüstet — sie würden ihre jetzige Erklärung bezüglich der Machtfrage nicht in die Welt geschickt haben. Denn, obgleich es ziffernmässig nicht festgestellt werden kann, sind doch die Verluste, die die beteiligten Arbeitgeber durch die lange Dauer des Streiks erlitten haben, ganz enorme. Erklärlich ist aber, dass, nachdem dieselben nun einmal kolossale Summen geopfert hatten, sie dann doch dafür auch einen Erfolg sehen wollten.

Der Kampf dauerte 11 Wochen.

Er wäre sicher und zwar erfolgreich beendet worden:

1. wenn *sämmtliche* im Hamburger Hafen beschäftigten Arbeiter solidarisch gehandelt hätten. Von den Staatsquai-Arbeitern blieb jedoch ein grosser Theil in Arbeit, dasselbe war der Fall bei den Speicherarbeitern und von den Maschinisten, die, wenn sie sämmtlich sich dem Streik angeschlossen hätten, denselben durch vollständige Stockung der Dampfkraft in wenigen Tagen entschieden hätten, beteiligte sich nur ein geringer Bruchtheil am Streik.

2. wenn die Hafendarbeiter und Seeleute national und *international* gut organisirt gewesen wären.

Nach beiden Richtungen hin sind aber nur ganz bescheidene Anfänge zu verzeichnen — die in Aussicht genommene Blockirung Hamburger Schiffe ist nur in vereinzelt Fällen wirksam durchgeführt worden.

Von internationaler Solidarität der Hafendarbeiter und Seeleute war bei dem Hamburger Streik sehr wenig zu verspüren. Das internationale Comité in London, an dessen Spitze Tom Mann steht, hat allerdings voll auf seine Schuldigkeit gethan. Die Hamburger hatten dasselbe nicht um ihre Zustimmung zum Streik gefragt. Das internationale Comité rieth entschieden ab, sobald dasselbe erfuhr, dass in Hamburg ein Streik in Aussicht stände. Die Engländer hielten mit Recht die Bewegung für verfrüht. Eine Blockirung Hamburger Schiffe in England hätte den allgemeinen internationalen Streik bedeutet. Derselbe würde für diesmal ein grosses Fiasko geworden sein, da die nöthigen Vorbedingungen zu einem Erfolg überall fehlten. Das internationale Comité hat sich dann alle erdenkliche Mühe gegeben, den Hamburger Streik durch Geldmittel zu unterstützen. Tom Mann hat Aufrufe über Aufrufe veröffentlicht. Dieselben hatten die Wirkung, dass andere Gewerkschaften — u. a. die Maschinenbauer, die Maurer — ganz nennenswerthe Beträge gespendet haben. Die Hafendarbeiter und Seeleute selbst haben mit ihren freiwilligen Sammlungen in England nur ganz minimale Beträge zusammengebracht.

Diese Thatsache muss konstatiert werden, um vor etwaigen Trugschlüssen für die nächste Zeit zu warnen.

Die Ursache, weshalb die Hafendarbeiter in England so wenig gethan, ist dieselbe, die für alle Arbeiter zutrifft, die den Streik nicht unterstützt haben: Indifferentismus.

3. Der Streik wäre unter allen Umständen gewonnen worden, wenn die Schaar der Indifferenten in Deutschland und in anderen Ländern nicht noch eine so gewaltig grosse wäre.

Die von England oder anderen Ländern gekommenen „blackleys“, die aus den verschiedensten Theilen Deutschlands nach Hamburg gelockten Streikbrecher, für welche man in Hamburg in der Rheingasse den schönen Namen „Arbeitswillige“ erfunden hat, sie alle sind im Verein mit den in Hamburg selbst wohnhaften Streikbrechern Schuld daran, dass der Kampf Woche um Woche länger dauerte und schliesslich erfolglos für die Arbeiter endete.

Die Streikbrecher setzten sich zusammen aus den verschiedenartigsten Elementen. Der geringste Theil waren Handwerksburschen, durch das Elend der Landstrasse körperlich und geistig Verwahrloste. Das Gros bestand aus Bauern und Landarbeitern, welche nach Hamburg kamen, um Geld zu verdienen. Freie Kost und Logis auf den Quartierschiffen, dazu 4 Mk. 20 Pf. pro Tag baar Geld. Das zog!

Mir wurde berichtet, dass viele Bauern unter den Streikbrechern waren, die Haus und Hof, Knechte und Mägde hätten und die nur durch Geldgier getrieben, nach Hamburg gekommen seien. Häusler und Kleingewerbetreibende, deren Lage bestimmt nicht rosig ist, die aber als Entschuldigungsgrund direkten Hunger ebenfalls nicht anführen können, waren ebenfalls in grosser Zahl unter den Streikbrechern. Leute, denen die Arbeit ihr Lebtage ein Greuel gewesen und die jahraus, jahrein herumgefaulenz hatten, würden plötzlich „arbeitswillig“, d. h. sie benutzten die Situation, um für wenig Arbeit viel Geld einstreichen zu können.

Was Wunder, dass sich unter den Streikenden nach Beendigung des Streiks eine kolossale Erbitterung gegen diese „Arbeitswilligen“ kund gab. Man mag über die stattgefundenen Exzesse urtheilen, wie man will. Thatsache ist, dass sie die Wirkung hatten, dass der grösste Theil der fremden Streikbrecher Hamburg in wenig Tagen schleunigst den Rücken gekehrt hat.

Dieser Streik lehrt wieder einmal, welch' gewaltige Agitations- und Aufklärungsarbeit noch zu verrichten ist, bevor von allgemeiner praktischer Solidarität die Rede sein kann. Aber gerade, weil dies heute noch nicht der Fall ist, dürfen die Arbeiter bei ihren wirthschaftlichen Aktionen die allgemeine Geschäftslage niemals unberücksichtigt lassen.

4. Der Streik wäre für die Arbeiter nicht verloren gegangen, wenn die Behörden den Arbeitgebern nicht allen nur erdenklichen Schutz hätten angedeihen lassen, dagegen den Streikenden die Ausübung ihres gesetzlichen Rechts in jeder Weise erschwert.

Die Maassnahmen der Hamburger Behörde sind ja hinlänglich bekannt, so dass die Aufführung derselben an dieser Stelle nicht nothwendig ist.

„Wer Wind säet, wird Sturm ernten.“

Und die Stürme, sie werden kommen in Hamburg — den Arbeitern Hamburgs wird sich dieser Streik und die während desselben zu Tage getretene Schneidigkeit der „republikanischen“ Behörden weit mehr ins Gedächtniss einprägen, als die durch die Cholera aller Welt offenbarten Misstände. Die Schlummernden sind dieses Mal furchtbar aus ihren Träumen aufgerüttelt worden; der Hamburger Geldsacksherrschaft wird der „Sieg“ vom 6. Februar 1897 noch verhängnissvoll werden.

Für die Sozialdemokratie, welche man durch den Streik schwächen wollte, bedeutet derselbe einen grossen Gewinn; wer die wirklichen Sieger in Hamburg sind, wird die Zukunft bald lehren.

Die Kapitalistenpresse hat den Streik zu einem Parteikampf gestempelt; er war es nicht! Und es ist diesmal die erfreuliche Thatsache zu konstatiren, dass trotz der geflissentlich verbreiteten Lügen der Hamburger Rheder-Presse ein grosser Theil Nichtarbeiter den schlaunen Trick der Kapitalisten, der Sozialdemokratie den Streik anzuhängen, sehr bald durchschaute. Die grosse Sympathie, welche den Streikenden aus allen Kreisen der Bevölkerung entgegengebracht wurde, lässt darauf schliessen, dass eine Wandlung zum Bessern in den Anschauungen der weitesten Kreise der Bevölkerung sich allmählig Bahn bricht.

Der Kampf um die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter darf nicht mit direkter Parteipolitik verquickt werden. Das ist meine persönliche Anschauung, für welche ich seit jeher eingetreten bin, und ich hoffe, dass dieser Kampf allseitig die Erkenntniss gefördert hat, von welch' grossem moralischen Werth es ist, wenn auch aus anderen Kreisen der Bevölkerung den Arbeitern Freunde erstehen, welche den Muth haben, offen dem Kapitalistenhochmuth entgegenzutreten. Der sogenannte Professoren-Aufruf war eine That, welche, wenn sie auch für den Hamburger Streik reichlich spät geschah, in der Geschichte der wirthschaftlichen Kämpfe in Deutschland bleibenden Werth haben wird. Das ohnmächtige Wuthgeheul der Presse des Grosskapitals über diesen Aufruf beweist uns, dass der Hieb gesessen hatte. Es war die Besiegelung des Faktums vor aller Welt, dass moralisch die Arbeiter gesiegt hatten. Der moralische Sieg der Arbeiter aber bietet uns die Gewähr, dass dieser grosse mit beispielloser Energie, Ruhe und Besonnenheit von Anfang bis zu Ende in grösster Einmüthigkeit geführte Kampf nicht umsonst gekämpft ist.

Die Organisation der Hamburger Hafendarbeiter wird durch den Streik gestärkt werden, und auch für die deutschen Arbeiter wird derselbe ein Erfolg sein. Im Kampf lernt sich der Kampf; der Bann der gewohnheitsmässigen Unterordnung unter das Joch des Kapitals wird gebrochen. Es wird noch vieler solcher Stürme bedürfen, um die Festung des Kapitalismus zum kapituliren zu bringen — aber sie wird fallen. Kämpfe, wie der Streik der Seeleute und Hafendarbeiter in Hamburg sind für die Erziehung, für die Disziplinirung der Arbeiter von gewaltiger Bedeutung. Gut organisirte und disziplinirte Truppen aber sind erforderlich, den Kampf für die Befreiung der Arbeiterklasse zum siegreichen Ende zu führen.

Benoît Malon.

Von
Hermann Thurow
(Kiel).

Soyons révolutionnaires quand les circonstances l'exigent; mais soyons réformistes toujours.

B. Malon. — „Précis de socialisme.“

„Seien wir Revolutionäre, wenn die Umstände es erheischen, aber seien wir allezeit Reformer!“ — Ein Wahrspruch, der, vom theoretischen Standpunkt aus betrachtet, die Zustimmung der meisten sozialistischen Schulen finden dürfte; dem praktisch nachzuleben gleichbedeutend ist mit der Erfüllung der höchsten Pflichten gegenüber der Gesamtheit und gegenüber sich selbst als einzelnes, sittlich strebendes Wesen. Denn in diesem weiten Sinne will es sein Urheber verstanden und gewürdigt wissen; in diesem Sinne würdigte er es selbst. Kein Zweifel, Malon durfte diese Forderung erheben: sein Leben und seine Thaten haben sie gerechtfertigt. Der Mann, der auf den Barrikaden der Kommune mit dem Gewehr in der Faust für die Sache des Volkes stritt, verdient nicht bloss unsere Sympathien als revolutionärer Freiheitskämpfer; und der spätere mit eisernem Fleisse schaffende und fruchtbare Schriftsteller erheischt nicht unsere Bewunderung nur ob seines reichen und vielseitigen Geistes: wir verehren in Malon den Menschen, der mit dem Interesse, das er für alle politischen Strömungen und Kämpfe hegte, zugleich die strengsten sittlichen Anforderungen an sich selbst verband; der die Ethik nicht missen wollte im Befreiungskampf des Individuums und der Gesellschaft — weil sie, d. i. der läuternde Einfluss des eigenen Beispiels und der altruistischen Erziehung, ihm als ein mit den sogenannten ökonomischen Momenten des sozialen Werdens gleichwerthiger Faktor der menschheitlichen Entwicklung erschien.

Malon starb im September 1893 in Asnières bei Paris. 1841 in Prétieux, einem Dorf des Departements de la Loire, geboren und daselbst aufgewachsen, hat er sich seine Kenntnisse ausschliesslich auf autodidaktischem Wege erworben. Seine Eltern waren arme Tagelöhner, die ihn keine Schule besuchen lassen konnten. Während seiner Kinderjahre sehen wir ihn, einen kleinen Halbbarbaren, barfuss und mit ungeschorenem Haar die Felder der Dorfmark unsicher machen. Er ist abwechselnd Schaf- und Gänsehirt, und im täglichen Verkehr mit der Natur und mit seinen Thieren bleibt er zunächst, wenn nicht von Entbehrungen, so doch von den Drangsalirungen der Menschen einigermaßen verschont. Es ist die Zeit des dolce far niente, in der bei dem Anblick des unermesslichen Himmelsgewölbes und der phantastischen Wolkenmassen zuerst jene dunkle Sehnsucht nach fernem und grossen Dingen heraufdämmert, die Jeder einmal in seinem Leben empfindet. Ob sie sich des jungen Hirten schon damals bemächtigte? Einen Augenblick wohl, dann hatte das Vagabundenwesen ein Ende. Mit dem zwölften Lebensjahre trat er als Knecht in den Dienst der Bauern der Umgebung, und hier begann der Jahrzehnte lange Kampf mit dem Geschick, der ihn zugleich geistig stählte und körperlich schwächte für die Aufgaben des späteren Lebens. Ein Dezennium blieb er hier, pflügte den Acker und drosch das Getreide. Tausend konfuse Pläne füllen ihm das Hirn — immer wieder durchkreuzt von dem gebieterischen Muss des Augenblicks und

wohl wie zu Traumbildern zerrinnend unter dem Eindruck der rhythmischen Gangart der Ochsen, die er führte. Da kann er nicht mehr. Fieberkrank, überarbeitet, wirft er sein Ackergeräth bei Seite und geht. Wohin soll er sich wenden? Nach Hause? Der Vater ist seit langem todt, und die Mutter hat selber nichts zu essen. Ins Krankenhaus? Der Abscheu davor ist bei ihm unüberwindlich. Sich in den nahen Fluss stürzen? Kaum zwanzig Jahre alt, und schon sterben . . .! Der Lebensdrang ist zu mächtig, es bleibt ihm noch ein Ausweg. Sein älterer Bruder, der das Glück gehabt hatte, durch Vermittlung von Verwandten ein Plätzchen in einer Dorfschule zu erhalten, ist kürzlich selbst Lehrer geworden. Zu ihm flüchtet er.

Der Bruder empfängt ihn mit offenen Armen und, nachdem er genesen, erhält er von ihm den ersten Unterricht. Nicht lange bleibt er. Zu unbändig ist die Sehnsucht, die ihn fortzieht in die Welt, hin nach Paris, dieser Metropole des Weltverkehrs, dieser Stadt des märchenhaften Reichthums und des blendenden Glanzes, in der, wie jeder Napöleonische Soldat es in ihr zum Generalsrang, es jeder Fremdling zu den Ehren eines Victor Hugo bringen kann. Schwere Enttäuschungen erwarten ihn, als er nach vierzehntägigem Marsch, todtmüde und ohne einen Heller in der Tasche, die Stadt erreicht.

Wozu seine Erlebnisse einzeln aufzählen? Sie bilden die Geschichte jedes mit genügenden Widerstandskräften ausgestatteten, nach Wissen und Können schmachtenden Proletariers von heute, der im Kampf mit dem Geschick sich plötzlich fortgerissen sieht von der gewaltigen Strömung des sozialen Ideen- und Interessenstreits und, sich durchringend zum Verständniss der grossen Kulturaufgaben der Menschheit, zum Agitator und Organisator der Arbeitersache wird. — Er ist abwechselnd Tagelöhner, Lastträger und Hilfsarbeiter. Er kennt die Qual der Tage ohne Brot, der Nächte ohne Obdach. In einer Mansarde liegt er auf hartem Strohlager, und dort, beim Schein eines Talglichts, liest er und lernt lange Stunden, bis die Augen wund und das Buch den schmerzenden Händen entfällt. Aber die Zeit, die jeder neuanbrechende Morgen verkündet, ist die Zeit der grossen sozialen Erschütterungen: die Zeit der Kommune. Sie lässt sie schneller heranreifen, die Talente und Kräfte, deren sie bedarf zur Bändigung der entfesselten Leidenschaften und zu ihrer Eindämmung in das Strombett der menschlichen Kulturentwicklung. Nach kaum zweijährigem Aufenthalt begegnen wir Malon als Vertrauensmann seiner Mitarbeiter, als Unterhändler mit dem Fabrikanten, als Führer und Organisator des Streiks. 1867—68 bringen die „Mutualité“, „Le Courrier français“ und andere Blätter die ersten ungelenk geschriebenen Korrespondenzen von ihm. Zu gleicher Zeit schliesst er sich der Internationale an, zu deren Sektionen er eine ganze Reihe neuer hinzugründet. Vom Unternehmerhass und vom Regierungsdеспотismus gleich heftig verfolgt, hat er oft Gelegenheit, hinter Schloss und Riegel die gesammelten Erfahrungen und Eindrücke zu verarbeiten und durch heimliche Lektüre verbotener Bücher seine Kenntnisse zu vervollkommen. Wegen seiner Propaganda zu Gunsten der Internationale wird ihm allein ein Jahr Gefängniss zudiktirt, eine Strafe, die er in Beauvais verbüsste, als er nach dem vierten September 1870, dem Tage des Sturzes des Kaiserreichs, auf eine Dépesche Gambetta's hin in Freiheit gesetzt wurde.

Sofort nach Paris zurückkehrend, kämpft er in den Reihen der Garde nationale gegen die Deutschen, dann gegen Versailles. Er besitzt von vorne

herein so sehr das Vertrauen seiner Kameraden, dass er im Handumdrehen Mitglied des zentralen Vertheidigungskomitees und im weiteren stellvertretender Bürgermeister eines Pariser Arrondissements wird. Dann folgen die Deputirtenwahlen, und in dem Augenblick, als die Häscher der Regierung sich von neuem seiner bemächtigen wollen, wird das Tagelöhnerkind aus dem Kohlenbecken von St. Etienne als der fünfzehnte von 43 in Betracht kommenden Kandidaten mit 178 000 Stimmen zum Abgeordneten von Paris gewählt.

Damit hatte die Entwicklung Malons, in Bezug auf die öffentliche und rein demonstrative Vertretung der Volksinteressen, ihren Höhepunkt erreicht. Wohl sehen wir ihn noch in seiner neuen Stellung an den Berathungen der Nationalversammlung in Bordeaux theilnehmen. Er protestirt gegen die Zerstückelung Frankreichs und schleudert, nachdem er vergebens für einen weniger schimpflichen Frieden plädirt hat, den meist aus reaktionären Elementen bestehenden Volksvertretern seine Demission vor die Füße. Aber dann heisst es wieder, im Kleinkrieg, als schlichter Soldat der Kommune, neue und verdiente Lorbeeren erringen.

Wir übergangen die Einzelheiten der Pariser Strassenkämpfe und der sich daran schliessenden Verfolgungen und Massenschlächtereien der unterlegenen Kämpfer. Malon that als der Tapfersten einer seine Pflicht. Es gelingt ihm, nachdem Alles verloren, sein Leben zu retten. Bei einem Pariser Bildhauer findet er ein Versteck aus dem er später nach Italien und in die Schweiz flüchtet.

Hier beginnt ein neues Nomadenleben; denn er muss existiren, essen und trinken. Immer Eindrücke sammelnd, Sprachstudien obliegend, Kenntnisse erwerbend, schlägt er sich durch als Korbflechter, Typograph und Gelegenheitsarbeiter. Schon während dieses Aufenthalts in der Verbannung veröffentlicht er beachtenswerthe Arbeiten über politische und geschichtliche Gegenstände, die den Umständen gemäss manchmal ohne genügende Vorbereitung begonnen sein mögen, die er aber nie zauderte, immer von neuem gründlicher Umarbeitung zu unterwerfen.

1871 schreibt er: „La troisième défaite du Proletariat Français,“ gleich darauf die heute noch sehr lehrreiche und interessante Broschüre: „L'Internationale, son histoire et ses principes“. Dann bringt jedes Jahr eine Neuerscheinung. 1873 veröffentlicht er „Spartacus“, ein Pöem, das die antiken Sklavenaufstände zum Gegenstand hat. 1874 folgt eine in italienischer Sprache verfasste Arbeit über Sozialismus, Religion und Familie. 1876 veröffentlicht er seine „Histoire critique de l'Economie politique.“ Inzwischen gründet er die später eingangene Revue: „Le Socialisme Progressiv,“ übersetzt Lassalles „Kapital und Arbeit“ und Schäffle's „Quintessenz des Sozialismus“ in's Französische. Von 1881—1882 erscheinen die beiden Bände: „Le Nouveau Parti,“ 1883 „le Manuel d'Economie sociale“ und 1884—85 die fünf Bände der 1882 begonnenen „Histoire du socialisme.“ Damit ist seine Produktivität nicht erschöpft. Er ist Mitarbeiter einer Reihe von mehr oder minder rein sozialistischen Blättern: gewerkschaftlichen und politischen, französischen und italienischen. 1886 erscheint seine „Morale sociale,“ ein werthvolles Werk, in dem er mit Hilfe zahlreicher Textbeläge eine Uebersicht über die Moralanstaltungen der Vergangenheit zu geben sucht. 1890—91 folgte das zweibändige Werk: „Le socialisme integral“ und 1892 sein letztes Buch: „Précis de socialisme.“

Eine eingehende Analyse aller dieser Schriften würde uns noch kein vollständiges Bild seiner ausserordentlich vielseitigen und fruchtbaren „Thätig-

keit bieten. Um unmittelbar in den Kampf der Meinungen eingreifen zu können, schuf er mit Hilfe einiger Freunde die *Revue Socialiste*, jene Monatschrift, die noch heute das einflussreichste wissenschaftliche Organ des Sozialismus in Frankreich ist. In ihr liess er die Vertreter der verschiedensten sozialistischen Schulen und Richtungen zu Worte kommen, um die zuweilen verwickelten und schwierigen Fragen der Taktik und des Prinzip zur Erörterung zu bringen. Die Mitarbeiterschaft der Zeitschrift war daher und ist bis heute ebenso verschieden wie zahlreich. Neben den von Anfang an treugebliebenen Mitbegründern Fournière und Rouanet, die gleich Malon nur Autodidakten waren, finden wir Männer wie de Greef, Hector Denis und Walras, neben den ausgesprochensten Marxisten, wie Lafargue und Gabriel Deville, andere aus dem Bürgerthum herübergekommene, einflussreiche, doch in Bezug auf ihre theoretische Auffassung weniger unversöhnliche Parteigänger: Milleraud und Jaurès, Vandervelde, Vaillant und Renard.

Der letztere übernahm nach Malons Tode die Leitung der Zeitschrift, der er, mit vollem Erfolge, jenen Charakter weitherzigster Toleranz zu erhalten suchte, den ihr Begründer ihr gegeben. Gleichzeitig, und trotz der Verschiedenartigkeit der in ihr zum Ausdruck gelangenden Ueberzeugungen, blieb die von Malon und einigen seiner Hauptmitarbeiter vertretene Anschauung die vorherrschende und mit Vorliebe behandelte: Die Anschauung von der Nothwendigkeit der sozial-wirtschaftlichen und sozial-pädagogischen Doppelbethätigung der sozialistischen Partei.

Diese in den Werken Malons und seiner Genossen überall wiederkehrende Idee verlangt einige Erläuterungen. Zunächst noch eine Bemerkung. Manche Sozialisten, nicht zum Wenigsten die deutschen, haben die in jener Zeitschrift obwaltende und gepflegte Toleranz ihren Leitern zum Vorwurf gemacht. Man verlangte strengere Einordnung der Gedanken, mehr Farbe und eine schärfere Tonart. Zu Unrecht. Das Organ sollte nicht das Sprachrohr einer bestimmten sozialistischen Fraktion sein, zu der die Anhänger der letzteren als zu einer leitenden Stelle aufblicken könnten; es sollte das Sprachrohr aller Richtungen sein, das laut und vernehmlich den Wortstreit der zwanzig Schulen und Sekten übertönend, die Grundanschauungen zum Gehör und damit zur Klärung zu bringen die Aufgabe hatte. Es suchte zu versöhnen: Nicht den proletarischen, revolutionären Geist mit den Ideen der herrschenden Gesellschaft, sondern nur die theoretischen Meinungen innerhalb der sozialistischen Gedankenwelt. Dass dabei eine so scharfe Sprache, wie sie gegenüber den Gegnern der Arbeiterbewegung geführt wurde, nicht am Platz war, bedarf keiner Betonung.

Wer behaupten sollte, dass in unserer Zeit des historischen Materialismus überhaupt eine kontradiktorische Behandlung der grundsätzlichen Fragen der sozialistischen Lehre überflüssig geworden sei, dass daher Malon und seine Freunde die Pflicht gehabt hätten, nur der „einen und allein wahren Richtung“ das Wort zu geben, mit dem wäre eine Diskussion über die Auffassung die Jene vertraten, nicht wohl möglich. *L'humanité ne vit pas d'une idée*, schrieb Malon am Eingang seines *Socialisme intégral*, und er wollte damit sagen, dass trotz der von Marx versuchten geschichtsphilosophischen Interpretation aller sozialen Erscheinungen, die sicherlich einen gewissen theoretischen Höhepunkt in der Entwicklung der sozialistischen Gedankensysteme darstellt, noch manche wichtigen Fragen der Erklärung harren. Dass sie sich aber alle an Hand des

Marx'schen Materialismus erklären lassen, scheint ihm fraglich. Mehr Historiker und geschickter Compiler im besseren Sinne, als kritisch veranlagt, mehr fruchtbarer Popularisator der Ideen Anderer als selbstständiger Theoretiker, hat er es in seiner Sozialphilosophie nicht über einen gewissen Eklektizismus hinausgebracht. Die Einwendungen, die er gegen die Methode des wirthschaftlichen Materialismus erhoben hat, finden sich in verschiedenen seiner Werke zerstreut und sind zum Theil von seinen Anhängern und Genossen, vornehmlich Renard, Rouanet, Fournière, Delon wieder aufgenommen und systematisirt worden. Es mag dabei Malon hier und da passirt sein, dass er in der Hitze der Debatte einen Marx'schen Satz fälschlich auffasste und dass damit gewisse seiner Einwürfe später gegenstandslos wurden. Aber andererseits hat man ihn selbst vielfach falsch gedeutet und ihm eine rein ideologische Auffassung der Dinge zugeschrieben, die ihm nicht eigen war.

Malon war auf wirthschaftlichem Gebiet ein beredter Propagandist des Kollektivismus und auf dem Felde der Geschichtstheorie überzeugter Anhänger der Idee des Klassenkampfes. Aber er wollte die sittliche Seite des sozialistischen Freiheitskampfes mehr in den Vordergrund gerückt sehen. Er träumte nicht von einer über den Klassen schwebenden Ethik, die die Aufgabe hätte, die in jenen Klassen lebendigen, sich widerstreitenden Interesseninstinkte hinweg zu moralisiren. Eine vergebliche Aufgabe, die keinem Reformator von Konfuzius bis zu unseren Tagen gelingen konnte! Aber er mochte sich der Anschauung nicht verschliessen, dass der wirthschaftliche Solidaritätsinstinkt innerhalb der einzelnen Klassen von einem gewissen altruistischen Hang der menschlichen Natur, dessen Ursprung sich in der vorgeschichtlichen Entwicklung verliert, von einem dunklen Bewusstsein der Einheit der menschlichen Rasse gegenbalancirt werde, und dass, wenn es auf Grund des geringen Entwicklungsgrades unserer Kräfte auch nicht gelingen mag, jenen allgemeinen altruistischen Hang zur völligen Besinnung auf sich selbst und zur Erkenntniss des Nothwendigen zu bringen, doch schon viel gewonnen wäre, wenn man ihn besser als bisher in den Dienst des bewussten sozialen und sittlichen Fortschritts zwingen könnte. Der Appell an das Klasseninteresse allein ist dazu nicht geeignet; er muss ergänzt werden durch den Appell an das Gute im Menschen, durch das persönliche Beispiel und die Verherrlichung der kommenden Gerechtigkeit. Die soziale Utopie in der Geschichte war kein Hemmschuh der Entwicklung; sie ist es heute nicht und wird es in Zukunft nicht sein; Ideale Zukunftsbilder von Gerechtigkeit und Freiheit waren nicht Trugsterne, sondern Leitsterne der kämpfenden Menschheit.

Man sieht, wir befinden uns hier an der Scheide des sogenannten Geschichtsidealismus und des ökonomischen Materialismus. Will man Malon aus seiner Erörterung der grossen Probleme einen Vorwurf machen, weil er nicht auf alle von ihm selbst gestellten Fragen eine Antwort fand? Wenn man näher hinsieht, wird man ohnehin gewahren, dass der anscheinende Fundamentalunterschied zwischen seiner und der Marx'schen Auffassung sich in wesentlichen Punkten auf eine Differenz in der Darstellungsmethode beschränkt.

Es kommt auf die Deutung an, die man den Worten giebt. Malons theoretische Aufstellungen sind kein Spiel mit unverstandenen Gedanken; nicht immer schlackenfrei sind diese Gedanken, aber sie enthalten einen Sinn. Aus jeder Zeile spricht das ehrliche Bestreben, nie die Relativität aller Dinge aus-

den Augen zu verlieren. So fällt es ihm nicht ein, den sogenannten ideologischen Momenten der Entwicklung eine gesonderte historische Wirksamkeit und Existenz zuzuschreiben. Ebenso ist er sich über den Begriff der gebrauchten Bezeichnungen klar. Er weiss, dass, wenn er vom „Guten“ im Menschen im Gegensatz zum Egoismus spricht, er damit nur Endbegriffe einer Sache hervorhebt. Dass der altruistische Hang der Menschennatur im Selbsterhaltungstrieb wurzelt, wer wollte das leugnen? Wer aber andererseits könnte den Anspruch erheben, den Antheil zu bestimmen, den in der sozialen Bewegung diese drei Kräfte für sich beanspruchen dürfen: Der bewusst überlegende Egoismus, die unbewusste Dialektik der Geschichte und das tiefe Gewissen der Menschheit? Wer vermöchte das Räthsel zu erklären, dass die menschliche Individualität zugleich so verschlossen und so flüchtig sein kann, dass im Herzen des Einzelnen und in der Bewegung der Geschichte, bald die egoistische und bald die altruistische Form des Lebensinstinktes die vorherrschende ist?

In der Verschiedenartigkeit des Antheils, den man den zwei verschiedenen Bethätigungsformen dieses Lebensinstinktes an dem Werden der menschlichen Zustände zuschreibt, kennzeichnet sich der Unterschied zwischen der sogenannten materialistischen und idealistischen Anschauungsweise. Wie aber dieser Antheil unbestimmbar und unwägar ist, so verwischen sich auch die Grenzen des materialistischen und idealistischen Gedankenganges. Jaurès, ein ebenso philosophisch geschulter und weit ausschauender Geist, wie glänzender Volkstribun, hat zu zeigen gesucht, dass Malon's Betrachtungsweise nicht zu einer Negirung des „Marxismus“ führen kann. Er steht selber auf dem Standpunkt, dass den wirthschaftlichen und politischen Entwicklungsmomenten, die den Gang unserer Kulturbewegung beeinflussten, jener unserer Rasse inwohnende Bethätigungsdrang, den wir Altruismus nennen, in sehr wirksamer Weise zur Hilfe kam. Er hat geradezu der gänzlichen Zerklüftung der Menschheit in weitere Klassen und Kasten vorgebeugt; er hat sie wie mit einem starken Reifen zusammengehalten, und wird fruchtbarer in dem Maasse, wie ihm unsere Vernunft realisirbare Ziele steckt. Die Gedanken und Vorstellungen der Menschen, die Begriffe über gut und schlecht, mögen unter der Verschiebung der Klasseninteressen eine Modifikation erleiden. Man führt in dieser Beziehung die Ueberzeugung der griechischen Klassiker als Beispiel an, die zum Theil die Sklaverei als eine natürliche und wohl gar von einem höchsten Wesen eingesetzte Institution ansahen. Aber die Instinkte werden durch das wechselnde Milieu nicht geändert, die Richtung, in der sie sich bewegen, bleibt die gleiche. Und den Beweis dafür liefern die Aufstände jener griechischen Sklaven und aller späteren unterdrückten Gesellschaftsklassen. Nach Jaurès hat von jeher ein gewisses dunkles Gerechtigkeitsbedürfniss die Herzen der Unterdrückten erfüllt. „Die gleiche Hoffnungsfreude, erklärt er, und der gleiche Klagehauch zitterte von den Lippen der Sklaven, des Hörigen und des Proletariers.“ Und das Gerechtigkeitsideal, das ihnen mehr oder minder deutlich vorschwebte, war gar kein uns so fernliegendes und unverständliches: Es war das Ideal einer Milderung ihres harten Looses, der Beseitigung der Fesseln, die sie drückten, und manchmal — die Proklamirung der irdischen Gleichheit.

Dass das Solidaritätsbedürfniss in den unterdrückten Ständen jeweilen am mächtigsten ist, liegt in der Natur der Sache und wird von Malon nicht bestritten: Darin liegt ja gerade das Grosse und Erhebende der sozialistischen

Bewegung, dass die Bethätigung des proletarischen Interesseninstinkts der Menschheit dient und zu keiner Herrschaft neuer Klassen mehr führen kann. Aber trotz der durch diese Bethätigung des proletarischen Interesseninstinkts bedingten Zuspitzung und Verschärfung des Klassenkampfes verliert die ihm entgegenwirkende Macht des menschheitlichen Solidaritätsgefühls keineswegs an Bedeutung. Im Gegentheil. Selbst in einem Theile der begüterten und herrschenden Klassen wird das Bewusstsein der Pflichten gegenüber der Gesamtheit lebendig, um so lebendiger, je besser diese Klassen einen Einblick in die Lage der Unterdrückten gewinnen. Paradox erscheint die Thatsache und doch ist sie natürlich: Das Gefühl, der altruistische Instinkt empört sich gegen die alten Zustände; das Mitleid mit den Schwächeren entwarfnet den individuellen Egoismus, ehe der Verstand die wissenschaftlichen Formel der sozialistischen Lehre erfasst.

So betont Malon vorwiegend das einigende und versöhnende Moment in der Kulturentwicklung, das durch die Propaganda der Theorie des Klassenkampfes etwas in den Hintergrund gedrängt, respektive nicht gleichzeitig genügend betont wurde. Er konstatierte die relative Macht der Ideen und sittlichen Vorstellungen; ihren Einfluss auf den Gang der rein materiellen Gestaltung der Dinge — wie Andere den Einfluss des Milieus auf die Bildung der Ideen und Begriffe konstatiert hatten. Er hat damit, vielleicht ebenso sehr wie mit seiner thätigen Theilnahme an allen Proletariatkämpfen, der sozialistischen Sache in Summa einen Dienst erwiesen. „Da wir,“ schreibt Professor Jaurès in seiner Vorrede zu Malons schon genannter „Morale sociale“, „da wir an jenem Punkt der geschichtlichen Entwicklung angelangt sind, wo das Interesse einer Klasse, des Proletariats, mit dem Interesse der Menschheit verschmilzt, wo in der erhofften Befreiung dieser Klasse die Befreiung der Menschheit sichtbar wird, ist es gleichgiltig, ob man, wie es Malon gethan, das Problem von seiner humanitären und moralischen Seite, oder, wie es Marx gethan, von seiner wirtschaftlichen Seite fasst. . . Wenn Malon vom Humanitätsbegriff ausgeht, geht er nicht von etwas Absolutem, gleich Unbeweglichem und Abstraktem aus, das die Verneinung der Geschichte selbst, das heisst des Marxismus, wäre. Er unterscheidet im Menschen einen wesentlichen und tiefwurzelnden Instinkt, der sich aber nie anders denn unter den wechselnden Formen der Geschichte geäußert hat und der durch die historische Entwicklung, die, indem sie einer Klasse, dem Proletariat, einen wahrhaft menschlichen Werth verleihend, endlich den wirtschaftlichen Interessenstreit beseitigt, der den dunklen altruistischen Hang des menschlichen Wesens neutralisirte, erst seine volle Weihe erhalten wird. So wurzelt Malon's Morale sociale, trotz gewisser etwas übereilter Verallgemeinerungen und eines gewissen Anscheins von Ideologie, durchaus in der konkreten menschlichen Wirklichkeit und in der Entwicklung der Geschichte.“ — Und Marx? Sein ökonomischer Materialismus widerspricht weniger, wie es den Anschein hat, dieser Malon'schen Solidaritätsidee.

„Nach Marx bestimmte das auf die Menschen einwirkende wirtschaftliche Milieu die allgemeine Richtung ihrer Gedanken und Handlungen — nicht nach dem klar und unmittelbar empfundenen Interesse der Individuen, sondern nach dem Instinkt und Gesetz der sozialen Kategorie, zu der sie gehören. . . Aber in diesen verschiedenen Kategorien entwickelt jedes Individuum seine eigene Natur, hier egoistisch und sinnlich, dort aufopferungsvoll.

und hingebend, so dass der wirthschaftliche Klassenegoismus, welcher nach Marx den Hintergrund der Geschichte bildete, die individuelle Hingebung und Aufopferung bestehen lässt. Er lässt in Folge dessen auch das Problem unberührt, das Malon erörterte: Welches ist die tiefe Quelle des individuellen Opfergeistes? Und wie nach Marx die Geschichte, indem sie darin der Bewegung der Hegel'schen Idee folgt, dahin gelangen wird, sich selbst zu verneinen, d. h. durch den Sieg des Proletariats den Klassenantagonismus zu beseitigen, der die Geschichte selbst war, und wie in Folge dessen die in einer harmonischen Produktionswelt mit sich selbst versöhnte Menschheit in ihrer Einheit und Schönheit erglänzen wird, so führt uns die wirthschaftliche Bewegung selbst zu dieser unausbleiblichen Frage: Was ist die Menschheit? Sind ihr im Laufe ihrer mühevollen Entwicklung verborgene Fähigkeiten eigen? Durch welche Wurzel sind diese Fähigkeiten mit der übrigen Natur und dem Universum verbunden? So endigt auch diese solide und tragfeste Bahn, die Marx durch die Geschichte gezeichnet hat und auf der das universelle Proletariat mit Sicherheit dem nahen Siege entgegenschreitet, so endigt auch sie wie ein plötzlich vom Meer abgeschnittener Weg, in das gewaltige Bett unendlicher und ungelöster Fragen.

„Die wirthschaftliche Bewegung, wie sie Marx verstanden hat, ist es, die in ihrem letzten Stadium die vom Kampf, vom Widerstreit der Interessen, vom schlimmsten Stumpfsinn befreite Menschheit veranlassen wird, sich unter neuen Bedingungen mit dem alten Problem zu befassen: Was bin ich in dem Allen? Und wenn Malon auf dem Gebiet der Moral die Frage zu lösen sucht, dann wird er deswegen nicht nothwendig der Methode des wissenschaftlichen und revolutionären Sozialismus ungetreu. Vielleicht wird sich der Antagonismus zwischen der idealistischen und der materialistischen Auffassung der Welt und Geschichte, gleich den übrigen Widersprüchen, durch die Verwirklichung der sozialistischen Ordnung in Harmonie auflösen. Von der Ahnung dieser Synthese inspirirt, schrieb Malon sein Buch (*La morale sociale*) und das ist es, was diesem nach meiner Ueberzeugung den grössten Werth verleiht.“

Marx' Einleitung zu seiner Werththeorie.

Einige kritischen Bemerkungen.

Von

G. F. Steffen

(London.)

Die nach den grossen englischen Nationalökonomem Adam Smith und Ricardo genannte Werththeorie unterscheidet bekanntlich scharf zwischen Gebrauchs- und Tauschwerth und stellt den Satz auf, dass der Tauschwerth einer Waare bestimmt wird durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeitsmenge, dass der Tauschwerth zweier Waaren sich zu einander verhält wie die zur Herstellung jeder derselben gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Diese Tauschwerththeorie ist von den neueren englischen Nationalökonomem (Jevons, Marshall, Sidgwick, Foxwell, Edgeworth, Wicksteed, S. Webb und vielen andern) als unrichtig aufgegeben. Jevons, der Urheber dieser Reform-

bewegung, greift Ricardo mit leidenschaftlicher Heftigkeit an¹⁾ und hat offenbar nur Augen für das neue in seiner eigenen Entdeckung. Unter seinen Anhängern gibt es andererseits einige,²⁾ die in Mill's Darstellung der Werththeorie einen Uebergang zur Jevons'schen Theorie finden, und andere,³⁾ die diesen Uebergang noch deutlicher in Marx' Auffassung derselben finden, obgleich diese beiden Gruppen von Forschern, ebenso wie Jevons, auf das allerentschiedenste die angebliehen Konsequenzen dieser Darstellungen, d. h. Mill's und in noch höherem Grade Marx' Werththeorie, verwerfen.

Da es eine Thatsache ist, dass eine ganze Reihe neuerer englischer Nationalökonomien, besonders nach Erscheinen der englischen Uebersetzung des „Kapital“, Marx grosse, mit nicht geringer Anerkennung verbundene Aufmerksamkeit schenken,⁴⁾ wollen wir versuchen, das Verhältniss der alt- und neu-englischen Werththeorie durch Anwendung der Jevons'schen Kritik auf den Anhänger der alten Theorie, Marx, zu beleuchten. Dies wird die beste Einleitung zu einer Darstellung der Jevons'schen Werththeorie sein; denn es ist Jevons Verdienst gerade die Gesetze der privatkapitalistischen Produktion entdeckt zu haben, die Marx übersah — mit so verhängnissvollen Folgen für seine Werththeorie.

Marx beginnt das erste Kapitel („Die Waare“) im „Kapital“⁵⁾ mit zwei Paragraphen 1. „Die zwei Faktoren der Waare: Gebrauchswerth und Werth“ und 2. „Doppelcharakter der in den Waaren dargestellten Arbeit“, SS. 1--13. Da auf diesen 13 Seiten Marx seine Werththeorie⁶⁾ begründet und formulirt, soll eine Kritik von deren Hauptinhalt hier versucht werden.

Marx beginnt mit der Untersuchung des Unterschiedes zwischen dem Gebrauchswert und Tauschwert einer Waare. Er findet zuerst, dass der Gebrauchswert einer Waare auf ihrem Nutzen beruht, ihrer Fähigkeit, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, dass er von ihren natürlichen (physikalischen, chemischen etc.) Eigenschaften bestimmt wird und dass die Lehre von den Gebrauchswerten die „Waarenkunde“ ist.⁷⁾ Hier begeht Marx den verhängnissvollen Fehler, zu übersehen, dass die Lehre von den Gebrauchswerten nicht vollständig ist ohne gewisse mathematische Gesetze über das Verhältniss zwischen dem Gebrauchswert von Gegenständen, darunter den Waaren, (= ihrem Nutzen), und der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch ihren Nutzen. Die mathematische Psychologie, und keineswegs die Waarenkunde, musste hier als Hilfswissenschaft der Nationalökonomie auftreten.

Marx findet weiter, dass der Tauschwert das Verhältniss sei, in welchem Gebrauchswerte ausgetauscht werden, und dass der Austausch zweier in Bezug auf den Gebrauchswert verschiedener Waaren (z. B. Weizen und Seide) gegen einander involvire,

¹⁾ S. die Vorrede zur 2. Ausgabe seiner epochemachenden „Theory of Political Economy“ (London, 1879).

²⁾ Z. B. Sidgwick in seiner grossen „Political Economy“ (1883).

³⁾ Z. B. Wicksteed, S. Webb u. a.

⁴⁾ S. z. B. „The present Position of Economies, an inaugural address“, Marshall's Antrittsvorlesung als Nachfolger Fawcett's im national-ökonomischen Lehrstuhl von Cambridge.

⁵⁾ Ich zitiere nach der 3. Auflage (Hamburg, 1883). Die SS. 8--13 dieser Auflage entsprechen den SS. 16--21 der 2. Auflage (Hamburg 1872).

⁶⁾ Ich habe auch in Bezug auf die vorliegende Frage Kautsky's Popularisirung von Marx („K. M. Oekon. Lehren“) fleissig konsultirt, aber, obgleich Kautsky eine sehr wichtige und interessante Darstellung des Verhältnisses des Kapitalismus zu früheren Produktionsformen und des damit zusammenhängenden „fetischcharakteres“ der Waare vorausgehen lässt, ist mir doch klar, dass diese Darstellung den Fehler von Marx' Analyse, den ich nachweisen will, nicht entfernt.

⁷⁾ „Kapital“ SS. 1--2.

dass sie in gewisser Hinsicht gleich seien. In welcher Hinsicht? Nicht in Hinsicht auf den Gebrauchswerth, denn „ihre (der Waaren) körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar (x) machen“; „es ist gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerthen (x), was das Austauschverhältniss der Waaren augenscheinlich charakterisirt.“ „Als Gebrauchswerthe (x) sind die Waaren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerthe können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswerth“ (x) (S. 4).

Marx behauptet all dieses, aber beweist nichts davon, sondern fährt fort: „Sieht man nun vom Gebrauchswerth (x) der Waarenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten (y) (z)“ (S. 4). Und er fügt hinzu, dass wenn wir vom Gebrauchswerth (x) abstrahiren, so abstrahiren wir auch von der konkreten Arbeit (z. B. Spinnarbeit), welche den Gebrauchswerth (x) (z. B. Garn) erzeugte, und „mit dem nützlichen Charakter (x) der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter (x) der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten Formen dieser Arbeiten“ (S. 4—5), „ein Gebrauchswerth oder Gut hat also nur einen Werth, weil abstrakt menschliche Arbeit (z) in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist“ (S. 5). Weiter lesen wir, dass „abstrakt menschliche Arbeit“ aufgefasst werden muss im Sinn von „gesellschaftlich nothwendiger Arbeit“, d. h. Arbeit, welche „in der Produktion einer Waare auch nur die im Durchschnitt nothwendige oder gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit braucht“ (S. 6). Und, man merke wohl: „Gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen“ (S. 6). Man halte sich nun weiter vor Augen, dass wir diese Definition der Ausdrücke in dem gleichfolgenden berühmten Satz einfügen müssen: „Es ist also nur das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerths gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgrösse bestimmt“ (S. 6). Dieser Satz wird noch näher beleuchtet durch den folgenden: „Waaren, worin gleich grosse Arbeitsquanta enthalten sind, oder die in derselben Arbeitszeit hergestellt werden können, haben daher (!) dieselbe Werthgrösse“ (S. 6). „Gesellschaftlich nothwendige Arbeit“ darf also nicht als die Summe der für die Gesellschaft nothwendigen Arbeitsmengen erklärt werden; durch eine solche Erklärung schmuggelt man fälschlich den abstrakten Nutzen in Marx' Werthformel ein. Hierauf kommt Marx leicht mit logischer Konsequenz zu seiner berühmten Werththeorie, „der Werth einer Waare verhält sich zum Werth jeder anderen Waare, wie die zur Produktion der einen nothwendige Arbeitszeit zu der für die Produktion der anderen nothwendigen Arbeitszeit“ (S. 6).

Marx beging hier einen Fehler, indem er vom Gebrauchswerth abstrahirte, offenbar weil er, wie oben bemerkt, denselben unzureichend analysirte. In der Deduktion seiner Theorie abstrahirt er vom Gebrauchswerth, ohne zu sagen, ob das bloss der abstrakte Gebrauchswerth ist, oder sowohl der abstrakte als der konkrete, von welchem er abstrahirt; aber da er den Schluss zieht: „Sieht man nun vom Gebrauchswerth der Waarenkörper ab, so bleibt ihnen nur (!) noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten“ (S. 4), so gesteht er indirekt zu, dass er sowohl vom konkreten als vom abstrakten Gebrauchswerth abstrahirte. Er gründet seine Theorie darauf, dass die Waaren nur Arbeitsprodukte sind. Aber er räumt später ein, nachdem die Theorie bereits auf dieser Grundlage deduzirt und formulirt ist: „endlich kann kein Ding Werth sein, ohne Gegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher (!) keinen (!) Werth“ (S. 8; vergl. auch S. 9 und 56). Hieraus.

folgt, dass die oben zitierten Sätze bloss wahr und logisch sind, nach Marx' eigener, der Ableitung der Werththeorie nachfolgender Erklärung, wenn man überall, wo wir das Zeichen x einfügten, das Wort „konkret“, wo wir y einfügten, „abstrakt“, und wo wir z einfügten „nützlich“ einfügt. Und wir verstehen, in Uebereinstimmung mit Marx' eigenen Bemerkungen unter konkretem Nutzen oder konkretem Gebrauchswerth die Fähigkeit einer Waare (oder eines Gegenstandes) ein bestimmtes konkretes Bedürfniss zu befriedigen, und unter abstraktem Nutzen (oder abstraktem Gebrauchswerth) ihre allgemeine Fähigkeit Bedürfnisse zu befriedigen, von der Art (Qualität) des Bedürfnisses abgesehen.

„Sieht man nun vom ‚konkreten‘ Gebrauchswerth der Waarenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von ‚abstrakt nützlichen‘ Arbeitsprodukten.“ Sonach ist es, nach Marx' eigener Einräumung an einer auf die Deduktion seiner Theorie folgenden Stelle, vollkommen falsch zu sagen, dass die Abstraktion vom Gebrauchswerth von Waaren „nur“ ihre Eigenschaft als Arbeitsprodukte zurücklässt; es bleibt auch, da nur der konkrete Gebrauchswerth abstrahirt werden soll, die Eigenschaft der Waaren, abstrakt nützlich (abstrakte Gebrauchswerthe) zu sein, zurück.

Jetzt können wir übergehen zu einer Untersuchung der hierauf folgenden wichtigen Entwicklung des „Doppel-Charakters der in den Waaren dargestellten Arbeit.“ Marx hebt hier den Umstand hervor, dass „die Arbeit, soweit sie im Werth ausgedrückt ist, nicht mehr dieselben Merkmale besitzt, die ihr als Erzeugerin von Gebrauchswerthen zukommen. Diese zwieschlächtige Natur der in der Waare enthaltenen Arbeit ist zuerst von mir kritisch nachgewiesen worden. Da dieser Punkt der Springpunkt ist, um den sich das Verständniss der politischen Oekonomie drehen soll er hier näher beleuchtet werden“ (S. 8). Hierauf folgt eine äusserst bemerkenswerthe, direkt zum Jevonismus hinführende sechseitige Erörterung, die zu untersuchen hier doch zu viel Raum einnehmen würde. Ihr Resultat fasste Marx in folgende bemerkenswerthe Worte zusammen: „Alle Arbeit ist einerseits verausgabung“ (y) „menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt“ (z = nützlicher) „menschlicher Arbeit bildet sie den Waarenwerth.“⁸⁾ Alle Arbeit ist andererseits verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produzirt sie Gebrauchswerthe“ (S. 13). Ich behaupte, dass der erste dieser Punkte (nach Marx' eigener Einräumung), SS. 8, 9, 56 u. a.) nationalökonomisch vollständig sinnlos ist, wenn man nicht, wo ich (y) und (z) einfügte, die Worte „abstrakt“ und „nützlich“⁹⁾ einfügt, „Ist es (ein Ding) nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos und bildet daher keinen Werth“ (S. 8)!! „Andererseits müssen sie (die Waaren) sich als Gebrauchswerthe bewähren, bevor sie sich als Werthe realisiren können. Denn die auf sie verausgabte menschliche Arbeit zählt (!) nur (!), soweit sie in einer für Andere nützlichen Form verausgabt ist“ (S. 56).

⁸⁾ Dieser Satz ist absolut unzulässig in einer ökonomischen Abhandlung, welche Qualifikationen auch vor oder nach demselben gemacht werden; denn der Satz sagt ja nicht einmal, dass der Tauschwerth eine ökonomische Kategorie (d. h. etwas Nützliches) sein soll. „Menschliche Arbeitskraft in physiologischem (!) Sinn in dieser“ (!) „Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstract menschlicher Arbeit bildet sie“ — was? Etwas Physisches, welches auch ökonomisch ist? Eine definitive ökonomische Antwort ist unmöglich, denn die so definierte Arbeit entbehrt aller ökonomischen Bestimmungen. Gibt man ihr die ökonomische Bestimmung „abstract nützlich“, so wird Marx' Werththeorie von dem Satz widerlegt.

⁹⁾ Wodurch gewiss die Worte „im physiologischen Sinn“ ihre (für Marx' Werththeorie verhängnissvolle) Bedeutung verlieren.

Nach dem Marxismus liegt das wahre Geheimniß der Werththeorie in der scharfen Scheidung zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth der Waare, und Marx behauptete (S. 13), dass die auf eine Waare verwendete Arbeit theils „concret nützliche“ Gebrauchswerthe erzeugende Arbeit, theils „abstract“ Tauschwerthe erzeugende sei. Hätte er sich an sein eigenes Zugeständniß erinnert, dass dieser letzte Ausdruck „abstract nützlich“ lauten sollte (s. S. 8) und dass man folglich bloss unterscheiden kann und muss zwischen dem concreten Gebrauchswerth einer Waare und ihrem Tauschwerth, aber dass man nicht unterscheiden kann zwischen ihrem abstracten Gebrauchswerth (ihrer Eigenschaft krystallisirte abstract nützliche Arbeit zu sein) und ihrem Tauschwerth (weil man damit bei der Waare ganz von der Eigenschaft abstrahiren würde, ohne welche es „keinen Werth“ giebt d. h. vom Tauschwerth — was eine Abstraction von dem wäre, was untersucht werden soll!) — so wäre er gezwungen gewesen, zu untersuchen: 1. warum müssen alle Tauschwerthe abstract nützliche Gegenstände sein? und 2. ist es, in Anbetracht der Antwort, die auf diese Frage gegeben werden würde, vernünftig, in die Theorie den Satz aufzunehmen, dass der Tauschwerth von der (gesellschaftlich nothwendigen) Menge abstracter Arbeit „bestimmt wird“?

Diese Untersuchung hat Marx nicht unternommen, wenigstens nicht im ersten Band des „Kapital“, aber Jevons (und mehrere nicht englische Nationalökonomien beinahe gleichzeitig mit ihm) unternahm sie in so gründlicher Weise und formulirte ihr Resultat so scharf, dass Jevons als der (englische) Entdecker der einzigen in ihren positiven Behauptungen wahren¹⁰⁾ Werththeorie, die die Wissenschaft bis jetzt besitzt, anerkannt werden muss. Wer hieraus schliessen würde, Marx gehöre nicht mehr zu den grossen Oekonomen dieses Jahrhunderts, würde sich sehr irren und könnte mit Vortheil seine englischen Gegner studiren, die als wirkliche Gentlemen sich beeilen, die bedeutenden wissenschaftlichen Verdienste des auf dem Gebiete der Werththeorie Besiegten hervorzuheben. „Das ‚Kapital‘ ist ein wissenschaftlich historisches Werk“ (Kautsky); es ist in seiner Art das erste Buch in der nationalökonomischen Literatur, und es wäre eine Irrthum, zu glauben, seine Bedeutung stehe oder falle mit der Werththeorie oder mit dem theoretischen Theil überhaupt.

In der Motivirung seiner Werththeorie kam Marx übrigens Jevons so ausserordentlich nahe, dass ich im nächsten Artikel meine Darstellung von Jevons' Theorie unmittelbar anknüpfen kann an die Besprechung der von Marx angenommenen „abstracten“, „Tauschwerthe erzeugenden“, also nützlichen Arbeit und des daraus ableitbaren Begriffs: abstracter Nutzen, und dessen Bedeutung für die Werththeorie.

Ich bitte alle Marxisten genau zu bemerken, dass der Ausdruck „gesellschaftlich nothwendig“ sich blos bezieht auf die „Produktionsbedingungen“, „Geschick und Intensität der Arbeit“ (Kapital S. 6) und nicht auf die Menge der gesellschaftlich nothwendigen Waaren!! Wenn man Marx' Werththeorie in folgender Weise auslegt: „Der Werth einer Waare wird also bestimmt von ihrer gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit, im Sinne von gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit für die gesellschaftlich nothwendige Menge von Waaren“,¹¹⁾ springt man mitten in den Jevonismus hinein und negirt den Marx. „Die gesellschaftlich nothwendige Waarenmenge“ existirt nicht in Marx' Werththeorie.

¹⁰⁾ D. h. Jevons' Werththeorie ist in ihrer Behauptung wahr, die von Marx ist hierin unrichtig.

¹¹⁾ Socialismens Hörnsten von dem schwedischen Sozialdemokraten Axel Danielsson,

Banquier-Symbolismus.*)

Von
Sperans.

I.

Seitdem mir ein Zufall jenes Reclamheft in die Hände spielte, in dem ich zuerst den damals noch fast dem Namen nach unbekanntem Ibsen kennen und bewundern lernte, blieb in mir die dogmatische Ueberzeugung fest, dass dieser Mann in seinem Schaffen vielleicht in Höhen steigen könne, wo unsere schwachen Lungen nicht mehr zu athmen vermögen, dass er aber nie und nimmermehr etwas Unbedeutendes schaffen würde. Ich kann mir keinen Nachlass, keine Parerga Ibsens denken. Er übt seine Kunst mit der strengen Gewissenhaftigkeit eines Weichenstellers, von dessen ernster Pflichterfüllung das Leben von Hunderten abhängt. Die olympische Sorglosigkeit im Schaffen, die unsere Klassiker beglückte, ist ihm fremd. Eher ist er einem Hebel verwandt.

Wenn man will, passt diese Arbeitsmethode in das Maschinenzeitalter, in dem die Präzisionsapparate selbst das Unwägbarere meistern.

Jedesmal, wenn ein neues Werk Ibsens auf dem Markt erscheint, ein lebendiges schillerndes Fabelwesen unter toten Schellfischen und gemüthvoll gerupften Gänsen, wiederholt sich dieselbe Anfechtung meines Ibsensglaubens. Die Tageskritik eilt meiner Lektüre voraus, und die Tageskritik hat meinen Glauben nicht. Ihr ist der Gott unbehaglich in seiner Grösse, und deshalb leugnet sie ihn. Freilich hat sich die Brave in wenigen Jahren stattlich entwickelt. Erst kannte sie ihn nicht, dann empfand sie die „Gespenster“ als ein Stück für Nervenkitzelung abgelebter Roués, und seit vier oder fünf Jahren ist man bereits soweit in der Ibsenkenntniss vorangeschritten, dass man entdeckt hat, es sei ein alter Mann, der diese Stücke schreibe, mithin seien es auch alte Stücke, voll von Grillen und Schrullen, voll Nebeln und Orakeln; und da auch der Geheimrath Goethe auf seine alten Tage das Dichten nicht lassen konnte, obwohl es ihm nur mühsam und kärglich gelang, die Fülle der Gesichte künstlerisch zu händigen, so ist nichts einfacher, als dass man die Alterswerke Ibsens mit denen des Olympiers von Weimar vergleicht und die Wesensverwandschaft weise und stolz feststellt. Ibsen ist alt, so hört man's auf allen Gassen seit dem „Baumeister Solness“, vielleicht schon seit der „Frau vom Meere“ und „Hedda Gabler“. Liest man aber dann die senil gescholtenen Werke, so gewahrt man, in tiefsten und feinsten Genüssen schwelgend, dass dieser alte Ibsen der grösste und stärkste Ibsen ist, der es vermag, das Unaussprechbare mit gewaltiger, steigender Bildkraft für alle Sehenden klar und sinnvoll zu gestalten. Er hat uns noch immer Neues und Grosses zu künden, er vermag jetzt mehr wie früher das Verwegenste künstlerisch zu zähmen. Der von der Tageskritik vergeblich angefochtene Ibsenglaube triumphirt: Die Thoren, dass sie wännen, dieser Mann werde jemals Sieches und Schwächliches in die Welt schicken! Erlahmt seine Kunst, so werden sich die auf einander gepressten Lippen eben noch fester schliessen, und er wird verstummen. Auch seine Künstlerschaft wird in Schönheit und Kraft sterben.

*) Henrik Ibsen, John Gabriel Borkman, Schauspiel in vier Aufzügen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. (Preis 2,50 Mk.)

Baumeister Solness, Klein Eyolf und jetzt John Gabriel Borkman bilden die Höhe von Ibsens Wirksamkeit. An diesen Werken könnten unsere Dichter sammt und sonders Bescheidenheit, und die Klugen unter ihnen die Verzweiflung am eigenen Schaffen lernen. Es ist müssig, zwischen den drei Dichtungen eine Rangfolge zu bestimmen, man mag das eine mehr lieben als das andere, ihre Grösse ist gleich. Vielleicht wird die grösste Liebe dem letzten Drama gehören, dem John Gabriel Borkmann, von dem wir jetzt wieder hören, dass sich in ihm die zitternde Hand des Alters deutlich verrathe. Ist aber nur der zitternde Arm des Werbers, der die Erscheinung nicht zu umfassen vermag.

Nicht minder unwahr ist die sich wiederholende Versicherung, die Alterswerke entbehrten der Bühnenwirkung. Gewiss, bei einem eiligen, stumpfen Publikum, das zwischen Geschäft und Souper schnell ein paar Erregungen erhascht! Einer hingebungsvollen Kunstgemeinde sind gerade die letzten Schöpfungen Ibsens Offenbarungen des höchsten Genius, deren erschütternde Wirkung nicht ihresgleichen hat. Ich habe Klein Eyolf in mässiger Darstellung auf der Bühne gesehen, vor einem Publikum, das keinen weiteren Vorzug hatte, als dass es nicht blasirt war und den naiv-heiligen Glauben an die Kunst besass. Ich habe nie ein Publikum in einer ähnlichen Ergriffenheit gesehen. Freilich strömen diese Werke Wirkungen aus, die nicht in der Garderobe bereits erlöschen. Sie begleiten uns auf die Strasse, in's Haus, in den Traum und erwachen mit uns wieder. Ich hörte damals die Antwort einer Frau auf die Frage, wie ihr Klein Eyolf gefallen: Ich weiss noch nicht. Das naive Geständniss zeigt die einzige Möglichkeit eines Verhältnisses zu Ibsen. Wer sein Urtheil sofort fertig haben will, der bleibe ihm fern.

Ibsen lässt sich nicht auf platte Formeln ziehen. Das Unendliche ist in ihm. Wie in Natur und Leben bleibt in seinen Dichtungen ein Rest des Unergründlichen. Die Vieldeutigkeit ist die dichterische Lebenskraft seiner Werke. Ein simpler Vorgang, in sauberster Arbeit lückenlos gefügt — kein Ibsen'sches Drama, gegen dessen diessseitige Buchstäblichkeit ein technischer Einwand erhoben werden könnte! — steigt zu feierlicher Transzendenz empor. Es sind Märchendramen im Geist, Wirklichkeiten im Stoff. Musikalische Stimmungen liegen über diesen Dichtungen gebreitet, fest begrenzt in der Gefühlsfärbung, zerflatternd im begrifflichen Ausdruck.

So kann ich, wenn ich von John Gabriel Borkman reden will, nur ein paar haschende Bemerkungen bieten, die aber vielleicht das allgemeine Bewusstsein für die innige Aufnahme Ibsens ein wenig zurtüsten.

II.

Nichts ist leichter, als Ibsen gründlich zu verulken. Man braucht sich nur der Frivolität und Unwahrhaftigkeit zu bedienen, die Fabel seiner Stücke zu erzählen, indem man Theile des Symbolischen unorganisch hineinmengt. Auch die Handlung von John Gabriel Borkman lässt sich ganz unibsenisch erzählen und wirkt dann keineswegs so absonderlich, wie wenn man das kahle Gerippe des Referats boshaft mit ein paar Fetzen von den magischen Schleiern der Symboldichtung drapirt. Ebenso lassen sich die Personen des Stücks zunächst ganz normal-menschlich charakterisiren. Die Vermischung von Symbolischem und Realem macht das Wesen der Dichtung aus, die ehrliche kritische Analyse hat die Elemente zuerst zu scheiden. Ibsen komponirt gleichsam einen ein-

fachen Liedertext und instrumentirt ihn dann für Orchesterstimmen, so dass der Text selbst wieder verschwindet. Suchen wir den Text möglichst simpel festzustellen.

John Gabriel Borkman liebt von zwei Zwillingsschwestern die milde, liebesinnige Ella Renheim. Er ist ein Streber unter allen Umständen, und um Carrière zu machen und zur Macht zu gelangen, tritt er seine Geliebte einem Freund ab, der das Mädchen leidenschaftlich liebt. Eine Bankdirektorstelle ist der Preis des Handels. Er selbst heirathet dann die erste beste, in diesem Falle die andere Zwillingsschwester Gunhild. Er wird ein Grosser im Reich des Kapitals, ein Gründer, der mit seinem Geld und noch mehr mit seinem Kredit eine Welt von Unternehmungen erschaffen will. Aber er strauchelt über die verkaufte Liebe. Ella weigert sich dem Freunde Borkmans, der vermuthet in der Weigerung den Einfluss des Bankdirektors, und er, der einzige, intimste Vertraute des Spekulanten, verräth mit der Rache des verschmähten Liebhabers, dass Borkman Depots angegriffen habe. Die Schwindelherrlichkeit bricht zusammen, und Borkman wandert ins Zuchthaus. Drei Jahre sitzt er in Untersuchungshaft, fünf Jahre in der Zelle. Dann kehrt er heim. Sein Sohn wird von seiner einstigen Geliebten, die ihr Vermögen behalten hatte, weil dieses Depot allein Borkman nicht veruntreute, erzogen. Seine Frau fand Unterkunft auf einer Besitzung der Schwester. Die Schwestern sehen sich nie; denn sie hassen einander. Gunhild, die Gattin des Zuchthäuslers, ist erstarrt in dem Zorn über die Schande, die ihr Mann über die Familie gebracht. Sie kennt nur ein Lebensziel: ihr Sohn soll der Rächer und Retter ihrer Familienehre werden. Deshalb hat sie ihn der Schwester genommen, sie will ihn für ihre Zwecke erziehen. Den heimgekehrten Mann meidet sie in unerbittlich-hartem Groll. Er haust einsam in einem alten Saal, den er acht Jahre nicht verlässt. Er grübelt über neuen Plänen. Nur ein alter Schreiber leistet ihm Gesellschaft, und dessen Tochter spielt ihm auf dem Klavier zuweilen den Todtentanz von Saint-Saens. In der langen Isolirhaft hat sein Geist krankhafte maniakale Züge angenommen, sein Thun und Treiben ist also durchaus nicht spukhaft. Ibsen verleiht, belläufig gesagt, stets seinen symbolischen Gestalten auch eine reine psycho-physische Motivirung. Wie sich das wunderliche Treiben Borkmans unschwer aus der langen Isolirhaft erklärt, so werden z. B. auch Hedda Gablers hysterische Wallungen in leiser Andeutung auf ihre Schwangerschaft zurückgeführt. Ella erkennt allmählich aus den Briefen, dass ihr einstiger Pflegesohn ganz in den Bann der harten Ideen der Mutter gereift ist. Jetzt erscheint sie, um ihren Liebling zu retten, er soll um eines Phantoms willen nicht sein Glück verfehlen. Ein leidenschaftlicher Kampf um den Sohn entbrennt zwischen den Schwestern, der damit endigt, dass er beide verlässt, um mit einer üppigen Wittve, die ihm Glück und Leben scheint, ins Ausland zu reisen. Gunhild hat damit den Inhalt ihres Lebens verloren, Ella aber findet den Weg zu ihrem einstigen Geliebten, der erwacht unter den Eindruck ihrer selbstlosen tiefen Liebe, aus seiner Thatenlosigkeit, er will noch einmal von Neuem sein Leben beginnen, in Gemeinschaft mit der, die er liebt. Jugendliches Kraftgefühl erwacht in ihm. Er verlässt mit Ella den Saal und wandert ins Freie der kalten Winternacht. Aber der Luftentwöhnte stürzt draussen, vom Herzschlag getroffen, zusammen und über seiner Leiche reichen sich die feindlichen Schwestern, die jetzt beide nichts mehr besitzen, versöhnt die Hände.

Man sieht, es ist ein interessanter Stoff, dem an sich nichts Uebernatürliches anhaftet. Ein Sardou hätte aus ihm ein effektvolles, thränenreiches Theaterstück hergestellt. Erster Akt: Zwischen Liebe und Macht. Zweiter Akt: Borkmans Glück und Fall. Dritter Akt: Die Heimkehr des Sträflings. Vierter Akt: Der verlorne Sohn. Zwischen dem zweiten und dritten, sowie zwischen dem dritten und vierten Akt liegen je acht Jahre.

Auch die Personen Ibsens hätte Sardou in seiner Weise gebrauchen können: Der skrupellose Spekulant, die hartherzigstolze Gunhild, der lebenslustige Sohn, die edle Ella, der rührende alte treue Freund, dessen halbflügge Tochter, die schöne kokette Wittve. Grosse Schauspieler würden diesen roh etikettirten Puppen Leben eingehaucht haben, und Sardou's „John Gabriel Borkman“ wäre für eine Saison die grosse Attraktion gewesen. Vielleicht wäre sogar die Duse mit der Gunhild oder Ella gereist

Ibsen wird dieses Geschick nicht beschieden sein. Er hat jene Handlung und jene Personen mit seinem Geiste erfüllt, und nun erscheinen die Menschen plötzlich als Wesen ohne Fleisch und Blut, d. h. ohne das Philisterfleisch und das Philisterblut, und die Handlung absurd und gespenstisch. Sie reden eben in fremden Zungen, die Menschen Ibsens, wie sich seine Handlung nicht in 16 Jahren gemächlich abrollt, sondern sich in wenigen Stunden einer Winternacht auf einsamem Herrensitz erfüllt. Das ist das Verwandlungswunder, mit dem der Genius seine Wesen zur Höhe entrückt. Die kleinen Menschen werden zu Ewigkeitsgestalten, die Handlung spiegelt ein Weltbild. Auch in der Sprache erscheint dieser wundersame Dualismus. Die nur geringfügig stilisirte Sprache des Alltags — die Sprache der deutschen Ausgabe ist hier und da etwas affektirt gewöhnlich und ungelent in der Wahl des natürlichsten Ausdrucks, ein Mangel, der dem Original wohl nicht anklebt — diese Sprache des Alltags offenbart plötzlich den Tiefsinn des Denkers und den Märchenduft des Dichters.

John Gabriel Borkman ist, wie fast sämtliche Werke Ibsens, eine Synthese von Realismus und Symbolismus, jede Richtung in sich [vollständig] konsequent und unabhängig. Das eine ist nicht die Krücke des andern, es sind gleichberechtigte Genossen. Dieser Dualismus erschwert das Verständniss. Der Realist legt seinen Massstab an die Wahrscheinlichkeit des Ganzen, indem er fälschlich die realistischen Elemente nicht gesondert betrachtet, die sich auch dem peinlichsten Wahrscheinlichkeitsbedürfniss ausweisen würden. Der Symbolist hinwiederum empfindet die Störung des Traumhaft-Poetischen durch die plumpe Wirklichkeit. Auch er erkennt nicht die Selbstständigkeit und zugleich innige Verkettung zweier Wesensarten. Besonders wird das Miss- und Unverständniss noch dadurch gefördert, dass Ibsen nicht nur Symboldramen, sondern gar moderne Symboldramen dichtet.

III.

Ibsen ist der Schöpfer des modernen Symboldramas und der einzige, der bisher diesen Weg anbahnt. Er hat das archaische Fremdwort aus der Dichtung getilgt. Bei uns weiden noch immer die arkadischen Schäferlein ihre Schäflein, gleichgiltig ob sie auf den Namen Prometheus, Heinrich, Elfe oder Satan hören, ob es orientalische, hellenische, mittelalterliche oder phantastische Schafe sind. Man nennt so etwas heutzutage wohl Märchendrama. Wollen diese Dichter symbolische Wirkungen erzeugen, wollen sie ihre Phantasie und ihre Träume verlebendigen, so holen sie sich aus der Maskengarderobe der Kultur

ihre Kostüme. Sie stehen nur, wenn sie sich anlehnen. Ibsen kann der ererbten Mythologismen enttrathen, weil er selbst mythologische Urzeugungskraft besitzt.

Er bedarf weder der morgenländischen Tracht, noch der Ritterrüstung, auch nicht der Märchengestalten des Volksgemüths. Die moderne Welt gestaltet er in grossen Sinnbildern, die dieser modernen Welt entlehnt sind, dieser Welt der Luftballons, Aktien, Obligationen und Kammerjäger. Ibsen vermöchte einen Schweisslederagenten zum Helden eines Trauerspiel zu machen, selbst wenn er — ein schwerer Fall — Siegmund Schlesinger heissen sollte. In dem Doppelleben von Symbol und Realität wandeln diese gewöhnlichen Menschen zwar auf moderner Erde, aber ihre Häupter ragen in die Wolken, so werden sie zu tief sinnigen poetischen Erscheinungen, und das Zufällige, Niedrige wird zum erhabenen Weltbild.

IV.

John Gabriel Borkman ist in grober Formel das Drama des Kapitalismus, seiner Grösse und seiner Schranke. Borkman ist kein Sommerfeld, kein schmieriger Defraudant. Er trachtet, die gewaltigen Kräfte des Kapitalismus in all ihrer schöpferischen Unendlichkeit frei zu machen. Der Bergmannssohn hat unten im Schacht schon als Knabe der märchenkündenden Klangsprache des Erzes sehnsuchtsvoll gelauscht. In der That eine grossartige Heldenfigur für das moderne Drama: Die Allmacht des Kapitals in einem Geschöpf zu verkörpern, das die gefesselten Millionen in der Tiefe der Berge nach dem Befreier schreien hört und das dieser Befreier zu sein wagt. Wie der gefallene, todtwunde Borkman den Rauch der Dampfschiffe sieht, schwärmt er: „Sie knüpfen Bündnisse über die ganze Erde. Sie schaffen der Seele Licht und Wärme in vielen tausenden von Heimstätten. Das zu schaffen war's, wovon mir einstmals träumte.“ Und weiter: „Dort unten am Fluss — horeh! Die Fabriken sind im Gang! Meine Fabriken! Alle die, die ich hätte schaffen wollen! Horeh' nur, wie sie im Gange sind. Sie haben Nacharbeit, Tag und Nacht arbeiten sie also. Horeh', horeh'! Die Räder wirbeln und die Walzen blitzen.“

Wie ein dämonischer Hymnus auf das schaffende Gold klingen die verzückten Worte Borkmans aus, als kurz vor seinem Ende die Traumkraft in seiner Brust machtvoll aufflackert:

„Borkman:

Das Reich, das ich beinahe in Besitz genommen hatte, damals als ich — damals als ich starb. Und da liegt es nun — schutzlos, herrenlos, — preisgegeben den Ueberfällen und Plünderungen von Räubern. — Ella! Siehst Du die Bergketten dort — in der Ferne? Die eine hinter der anderen. Sie erheben sich. Sie türmen sich auf. Dort ist mein tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich!

Ella.

Ach, John, es haucht einen aber so eisig an von dem Reiche her!

Borkman.

Der Hauch wirkt auf mich wie die Lebensluft. Der Hauch weht mir entgegen wie ein Gruss von unterthänigen Geistern. Ich empfinde sie, die gefesselten Millionen; ich fühle die Erzadern, die ihre gewundenen, geästeten, lockenden Arme nach mir ausstrecken. Ich sah sie vor mir wie belebte

Schatten — jene Nacht, da ich drunten stand im Bankgewölbe, die Laterne in der Hand. Ihr wolltet befreit werden damals. Und ich versuchte es. Aber ich vermochte es nicht. Der Schatz sank wieder in die Tiefe. Ich will es euch aber zuflüstern hier, in der Stille der Nacht. Ich liebe euch, die ihr scheintodt daliegt in der Tiefe und im Dunkel! Ich liebe euch, ihr lebensheischenden Werthe — mit all eurem glänzenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit! Ich liebe, liebe, liebe euch!“

In einem einzigen grandiosen Zug verlebendigt sich der ganze unheimliche Zwang der kapitalistischen Macht. Warum Borkman die Schande über sein Haus und das Elend über die vertrauenden Menschen gebracht? Er musste die fremden Gelder angreifen, folglich that er es. Hätte er nur Zeit gehabt, so wären ja seine Pläne gelungen, und Niemand hätte einen Pfennig verloren. Er musste — das ist seine eigene Rechtfertigung, mit der er sich vollkommen freispricht. Dieses Muss ist das Prinzip des Kapitalismus, seine Kausalität. Wenn ein Staat Geld für seine Zwecke braucht, erhöht er die Steuern, ein Privatmann unterschlägt in diesem Falle Depots und wandert ins Zuchthaus: sein produktiver Zweck heiligt nicht das Mittel. Borkman sucht die natürlichen Schranken des Kapitalismus mit seinen Krachs und Krisen zu überspringen, sollte er Halt machen vor den kleinen künstlichen menschlichen Beschränkungen, mit denen das Strafgesetzbuch eigentlich ganz unlogischer Weise seine elementare Kraft zu zügeln sucht? Die Mechanik des Kapitalismus erforderte die Depotsunterschlagung. Borkman musste. In der That liegt auch, in Ibsens Sinn, nicht hier seine tragische Schuld.

V.

Will man Ibsens Weise verstehen, so liegt eine Vergleichung mit einem Symbolisten des Romans, mit Zola, nahe. Die symbolische Poesie, die Erhabenheit des gesteigerten Lebens heftet sich bei Zola nie an die Menschen, sondern an die Dinge, die Institutionen, die Handlungen. Er erhebt zu grossen Symbolen das Bergwerk, die Börse, die Eisenbahn, die Markthalle, den Modebazar, den Acker, die Trunksucht, den Geschlechtsakt, die Spekulation, den Krieg. Sein Spekulant Saccard in l'argent, ein entfernter Verwandter Borkmans, ist nur der Garderobenhalter für das Symbol. Sonst ist er ein kleiner schmutziger Mensch wie alle übrigen. So ist auch Nana in ihrer blonden Ueppigkeit nichts als ein besonders zweckmässig gestaltetes Instrument der Brunst, die der wahre Held des Romans ist, während Nanas Menschlichkeit sich in Nichts unterscheidet von der anderer Dirnen. So scheidet sich Saccard von Borkman. Ibsen macht den Menschen zum eigentlichen Inbegriff des abenteuernden Kapitalismus, nicht die Börse. Sein Finanzwikingerthum durchdringt den Menschen und ist von ihm unlösbar. Der kapitalistische Anarchismus wird in einem Uebermenschen lebendig. Saccard ist ein unsauberes Thier, das sich der Dämon des Kapitalismus zu seinem Gefäss erkoren, Borkman ist dieser Dämon des Kapitalismus selbst. Bei Zola tummeln sich die gemeinen schmierigen Menschlein in einer heroischen Symbollandschaft, bei Ibsen sitzen die heroischen Symbolmenschen auf ordinären Kanapées.

VI.

Wie stets ist auch bei Gabriel Borkman die Frage nach der Tendenz, dem Leitgedanken sehr schwierig. Ibsen würde sie ablehnen. Er identifizirt

sich nicht mit seinen Geschöpfen. Er lebt ein, zwei Jahre mit den Wesen seiner Phantasie, und bannt sie dann in ein Buch, wo sie ein selbständiges unabhängiges Dasein führen und die feindlichen Bewusstseinswelten, zwischen denen es keinen Ausgleich, nicht einmal Verständniss giebt, mit der unerbittlichen Starrheit der Naturgesetze ihren Widerstreit auskämpfen. Indessen über den Werken schwebt doch schliesslich der Geist des Schöpfers. Also deuten wir.

Die Schuld Borkmans besteht nicht in dem Diebstahl. Das war die zwingende Kausalität seines Wesens, das den Kapitalismus verkörpert. Der materielle Untergang der Vielen steht nicht hoch auf seinem Schuldkonto. Weil er eine Seele verwüstet hat, ist er gestürzt. Auch in der äusserlichen Handlung tritt das Motiv scharf hervor. Er hat seine Geliebte verkauft um seiner Carrière willen. Was ihn fördern sollte, vernichtet ihn. In der inneren Handlung kehrt das Motiv wieder. Er hat das Liebesleben in einem Mädchen getödtet, und darum prophezeit ihm Ella Renheim, dass er den Preis nie gewinnen werde, den er für den Mord verlangte; niemals werde er den Sieges einzug halten in sein kaltes, dunkles Reich!

Um die psychische Erhöhung, Reinigung und Stärkung der Menschen kämpft Ibsen in all seinen Werken. Es liegt eine Art Rousseau Stimmung über ihnen, in den Alterswerken am meisten. Es ist der Kultus des heiligen, reinen Lebens, das Hinausschauen aus dem Grübelnden und Verkümmerten, aus der Zersetzung durch die Gedanken und aus der Schwächung durch die Einflüsse der dekadenten Kultur. Leben, leben, leben! Man denkt an den lachenden Löwen und an den Tänzer Nietzsches. Aber dieser Löwe und Tänzer ist die — Liebe.

Auch der alte Herrensitz der Familie Renheim ist wie das Gespensterheim einer siechen Nervenkultur. Sie opfern die eigenen und die fremden Seelen um eines Nichts willen. Gunhild ist die Närrin der Kulturphantome Ehre und Namen, John Gabriel der Narr der Macht. Die gütigen Menschen aber mit der starken, zweifelsfreien Lebensfreude und dem vollen, tiefen Gemüthsleben sind Ibsens Lieblingsgestalten. Sie durchsonnen die grauen wirr wirbelnden Stäubchen der eingesperrten Stubenluft. Der Wegbaumeister in Klein Eyolf erscheint auch in dem neuesten Drama, wenn auch nicht so stark markirt: Der junge Borkman, die Wittve Wilton, seine Rattenmamsell, und schliesslich auch Ella Renheim. Die Flucht in die quietistische Ruhe des seelischen Sich-versenkens, in der Klein Eyolf ausklingt, ertönt wiederum als Schlussakkord. Das ist die Rettung der gescheiterten, siechen Seelen, die gesunken aber leben!

Der Seelenmord ist die Todssünde Borkmans und des Kapitalismus. Damit ist Ibsens Stellung zum Individualitätsprinzip gegeben. Ibsens ganze Kraft hat stets der Erhöhung des Einzelnen gegolten. Aber diese Erhöhung des Einzelnen war ihm stets auch eine Erhöhung der Gesamtheit. Der Volksfeind liest sich Kinder von der Strasse auf, um sie zu erziehen, Alfred und Rita Allmers weihen dem Elend ihre Kräfte. Ibsens Individualitäten sind genau so krank wie die Generalschurken der Gesellschaft. Er kontrastirt die grosse Persönlichkeit mit der gemeinen Masse, aber diese grosse Persönlichkeit trifft mit gleicher Schärfe sein Urtheil. Die Einzelnen, die Gesellschaft, die Institutionen sind ihm gleicher-massen krank. Er träumt von der grossen, gesunden, freien, edlen Sittlichkeit eines erhöhten Gemeinschaftslebens. Sein Uebermensch ist kein Cäsar Borgia, sondern ein — Kind, ein Mitmensch. Insofern ist Ibsen Sozialist,

kein Individualist und kein Anarchist. Der grosse, gute, glückliche Einzelne ist sein Ziel, aber der Einzelne in der reinen Luft einer gleichen Gemeinschaft von Adelsmensehen. Er ist der Sozialkritiker des Psychischen, er ergänzt den Sozialismus, er bekämpft ihn nicht. Ja, Ibsen kann ein Arcanum sein für alle Abirrungen der Revolutionäre von dem wahren tiefen Idealismus, ohne den nichts Grosses und nichts Daseinswerthes geschaffen werden kann.

VII.

Man hat in Ibsens neuestem Drama eine misogynne Tendenz erkennen wollen, eine Art Widerruf der Nora, eine Abirung in die Spuren des unreinen Thoren Strindberg. Aber gerade die Szene, die man zum Beweise anführt, zeigt das Gegentheil, wie in ihr vielleicht Ibsen das Tiefste seines Wesens ausspricht. Es ist das Zwiesgespräch zwischen Borkman und dem Schreiber Foldal im zweiten Aufzug:

„Borkman.

O, diese Weiber! Das Leben verderben und verdrehen sie uns! Sie verpfuschen unser ganzes Schicksal, unseren ganzen Siegeslauf.

Foldal.

Nicht alle, weisst Du.

Borkman.

So? Nenne mir eine einzige, die was taugt!

Foldal.

Nein, das ist eben die Sache. Die wenigen, die ich kenne, die taugen nichts.

Borkman.

Ja, was nützt es dann überhaupt! dass es solche Weiber giebt, — wenn man sie nicht kennt!

Foldal.

Doch, John Gabriel, es nützt trotzdem. Es ist so ein herrlicher und erhebender Gedanke: Draussen, um uns her, in weiter Ferne, dort findet sich dennoch das wahrhafte Weib.“

Ibsens Borkman spricht hier scheinbar wie ein maniakaler Misogyn Strindbergs, und übereilige Urtheiler haben in diesem Geständniss eine Art Bekehrung des Dichters erblickt, den sie mit dem Sprecher identifizirten. Weil aber Ibsen gerade hier das tiefste Bekenntniss seines kämpfenden, zukunftsgläubigen und zukunftshämmernden Idealismus ausspricht, darum ist für ihn der unüberlegte Vergleich mit Strindberg eine doppelte unverdiente Kränkung. Es ist eine Kränkung seines Könnens und seines Wollens. Strindberg ist, wenn man den höchsten Maasstab — Ibsen — an ihn anlegt, im Drama ein Stümper. In seinem „Vater“ gelingt es ihm nur, die possenhafte Parodie seiner verbitternden Erfahrungen künstlerisch auszulösen. Er wäre glücklich zu preisen, wenn ihm je in so knapper bitterer Formel die Prägung des Geschlechterkampfes gerathen wäre, wie sie im Vorübergehen Ibsen hier gefunden hat. In einem tödtlichen Epigramm sagt Ibsen auch über das Weib das, was ist. Aber er sagt es nicht als Misogyn, sondern als Idealist, dem sich die Hoffnung an der Entrüstung emporrant. Foldal, der Schreiber, zeigt die Lösung.

Das gewöhnliche Weib, als nothwendiges Erzeugniß seiner Geschichte, ist durch eine Welt in seinem Bewusstsein von dem des in der Zeit stehenden Mannes geschieden. Das bedingt den Zwiespalt und das Klend. Sollte Ibsen verwehrt sein, das zu sehen und auszusprechen, obwohl es die Tragödie der Ehe ist? In keinem menschlichen Verhältniß paart sich Ungleiches so eng. Handelt es sich um den Gegensatz von Klassen mit verschiedenartigem Bewusstsein, so nähert sie gerade die Ferne in theoretischer Idealisierung. Der bedrückte Proletarier ist auch dem verfeinerten oder gar verzärtelten Bourgeoisprössling der deklassirten Künstlerart nur der gewaltige Träger einer Idee; er sieht nichts anders in ihm und übersieht die äussere Erscheinung. Wäre er sein Stuben- und Schlafgenosse, so würden ihn seine anderen Sitten und Gewohnheiten, sein geringeres Wissen und ungeübteres Denken abstossen und leicht verzagen lassen an seiner Ideebegeisterung. In dem ehelichen Verhältniß wird diese ideale Ferne, die getrennte Welten versöhnt, durch den Effekt der intimsten Berührung fortwährend verloren. Deshalb findet der mit dem Sterben am Weibe posirende Unreife selbst bei den Besseren Glauben, wenn er sein persönliches Missgeschick verallgemeinert. Aber diese Verallgemeinerung ist selbst dann falsch, wenn das Missgeschick die Regel wäre. Die kulturtragenden Idealisten erkennen zwar, wie Borkman, dass die wenigen Weiber, die sie kennen, nichts taugen, aber es wundert sie und verbittert sie nicht, weil sie die Nothwendigkeit einsehen, und mit Foldal ist es ihr heiligster Glaube und erhebender Gedanke: Draussen, um uns her, in weiter Ferne, dort findet sich dennoch das wahrhafte Weib.

Wess' Augen für diese weite Ferne zu schwach und blöd sind, der soll nicht wähen, ein Mensch zu sein, wenn er auch noch so scharfsichtig die ekle Geschwüre der Weibseele und den Schnapsgeruch des Lumpenproletariers analysirt.

Borkman stellt das Problem, und Foldal zeigt den Ausweg. Gerade dieser verkümmerte, verpfuschte Foldal, der es im Leben zu nichts gebracht hat, als zu einem schlimmen Weibe, spricht das Bekenntniß seines Geschlechtsidealismus aus. Die Liebe Ibsens hat in diesem Männchen eine der feinsten und lebenswürdigsten Gestalten geschaffen. Borkman hat ihn um Hab' und Gut gebracht, doch bleibt er sein treuer Gefährte, er ist das gläubige Publikum für die stolzen Phantasieen des Einsamen, des Napoleon, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossen ward. Sein Weib versteht ihn nicht, die Kinder verachten ihn, weil er es zu nichts gebracht hat. Er aber wärnt sich an der Hoffnung seiner Jugend, in der er sich ein Dichter fühlte und ein Schauspiel schrieb, das den Weg zur Oeffentlichkeit fand. Als Borkman ihm barsch erklärte, dass er den Glauben an seinen Dichterberuf für einen Wahn halte, da erhielt selbst seine unerschütterliche Freundschaft für den grossen Mann einen Knick. Aber er ist die reine und starke Selbstlosigkeit, und so findet er schnell wieder den Weg zu dem, der ihn in seinem Heiligsten kränkte. Hat er doch noch eine Tochter, für die er lebt, wenn es mit seinem Drama nichts ist, für die Tochter, die so schön Klavier spielt! Und wie er erfährt, dass diese, seine letzte Freude, das Weite suchte, dass Frieda heimlich mit dem jungen Borkman und der Wittve in die Ferne geflohen, wo Freiheit und Leben blüht, der Schlitten, in dem sie sassen, hat ihn in der Nacht überfahren, da schlägt er freudig die Hände zusammen: „Herrje, in dem Prachtschlitten sass meine kleine Frieda drin“, und sinnend fügt er hinzu:

„s ist doch eigenthümlich, wie sich das Glück für einen Menschen fügen kann! Da hat sich mein — mein bischen Dichtergabe bei Frieda in Musik umgesetzt. Und da bin ich denn doch nicht umsonst Dichter gewesen. Denn jetzt darf sie in die grosse, weite Welt hinaus, von der mir einstmals so herrlich träumte. Im geschlossenen Schlitten darf die kleine Frieda sich auf den Weg machen. Und mit Silberschellen noch dazu —

Borkman,

— und ihren Vater überfahren —

Foldal (tröstlich).

Ach was! An mir ist nichts gelegen — wenn blos das Kind —“

Und er hinkt mit dem überfahrenen Bein von dannen, um Friedas weinende Mutter zu trösten. Er selbst aber lacht.

Das ist Ibsens Fassung des vierten Gebots. Foldal ist der Sprecher der höheren Sittlichkeit, wie im Verhältniss zwischen Mann und Weib, so auch in dem zwischen Eltern und Kindern. Die grosse Sonnenhoffnung spiegelt sich hier in stiller, wehmüthiger Abendstimmung, über die ein ernstes Lächeln schattenhaft huscht. . . .

Das Missverstehen Ibsens, das aus den misogynen Worten Borkmans entstanden, und vielleicht auch aus der harten Kriemhildgestalt der Gunhild, die ihr Leben und ihre Liebe an ein Nichts vergeudet, ist um so unverständiger, als von jenem Traumweibe der Ferne ein Abglanz auf einem Weibe des Dramas ruht: auf Ella Rentheim, dem alten Mädchen, das sein ganzes Leben einer Leidenschaft und einer Aufgabe zu weihen wagt, das selbst zum Schatten wird, damit in seinem Schutz die anderen rasten mögen, ein gütiges Herz und eine verstehende klare Stirn. Sie birgt in brüchiger Form die Erfüllung, jener tiefen und starken Seelenreinheit, zu der selbst Borkman ein dunkles Empfinden drängt, wenn er für das infamste Verbrechen, das ein Mensch begehen könne, nicht Mord und Raub und Meineid erklärt, sondern den Missbrauch und Verrath des Vertrauens des Freundes.

VIII.

Noch ein Wort über die Technik des neuesten Ibsen. Die Hand' des grössten Bühnentechnikers zeigt in dem Alterswerk eine grössere Kraft, denn je zuvor, die Oberflächlichkeit mag in der Zweitheilung des letzten Actes, in dem eine Wandeldekoration die Dichtung in die Ferne und Höhe zieht, wie das Entschweben einer Beethoven'schen Symphonie, ein Nachlassen der technischen Sicherheit denunziren. Höchst oberflächlich, in der That! Denn selbst der Dramaturg einer Schmiere wäre fähig, die Einheit dem Akt wiederzugeben, ohne dass ein Wesentliches herausfiele. Warum sollte aber der Bühnendichter auf die Wirkungen des Dekorativen verzichten, wenn sie sich ihm zwanglos darbieten?

Die Einheit der Zeit ist auch in John Gabriel Borkman mit vollendeter Virtuosität durchgeführt. Wir hören nicht nur, sondern wir erleben die ganze Vorgeschichte, wie ein Nebendrama. Die Bühne hat zwar nicht eine räumliche aber gleichsam eine zeitliche Zweitheilung. Die Personen entwickeln sich rasch und klar, wie die Handlung, die gerade dort den grössten inneren Reichtum und drängende Spannung hat, wo scheinbar endlos geredet wird. Die Worte Ibsen'scher Gestalten sind Handlungen.

Der breiteren Bühnenwirkung empfiehlt sich die Dichtung noch mehr als die vorhergehenden Werke. Der stoffliche Reiz ist derber, die Charakteristik schärfer und theilweise leichter verständlich, die Ausstattung an Bildern und Gesichtern reichlicher. Dekorative Poesie erleichtert die Wirkung, so die grandiose Nachtwanderung in der schneigen Mondnacht am Schluss. Ein Publikum, das für ein paar Theaterstunden zu kondensirter Sammlung sich herbeilässt, wird diesem Ibsen Höchstes verdanken, selbst wenn es den Schauspielern nicht gelingt, den Stil des alten Ibsen zu finden.*)

Die Geschichtsschreibung der Judenfrage.

Von

Dr. Johannes Menzinger

(München).

Es scheint ein merkwürdiges Unterfangen, inmitten einer lebhaften Tagesbewegung, so subjektiv wie nur eine, an die Objektivität einer geschichtlichen Darstellung der Sache zu gehn. Gewöhnlich wartet man ja, bis eine Bewegung sich soweit ausgereift hat, dass man ihr von einem überlegenen Standpunkt gegenüber treten kann. Und eine abschliessende Geschichtsschreibung wird sich ja jedenfalls auf dieses Abwarten einrichten müssen.

Indessen ist es doch nicht so schlimm, und gegentheilige Beispiele sind nicht unerhört. Namentlich die Literatur- und die Kunstgeschichte hatten sich lange damit bescheidet, dort abzuschliessen, wo das im weiteren Sinn sogenannte Klassische zu Ende war. Allein seit nicht allzukurzer Zeit haben sie sich aufgerafft, über das durch sein Alter Verehrungswürdige hinauszugehen; und nun bemüht man sich um die Wette, auch die neuesten und modernsten Vorgänge in Literatur und bildender Kunst durch eine geschichtliche Behandlung, so weit möglich, den „Denkmälern der Vergangenheit“ gleichzustellen. In einem Sinn thut man daran unter allen Umständen sehr gut. Wir brauchen nämlich auch heute noch, wie vor Alters, chronikenartige Aufzeichnungen von Augenzeugen und anderen Zeugen als Quellenwerke späterer wirklicher Geschichtsschreibung, die dann schon wissen wird, mit welcher Kritik sie diese Quellen zu benutzen hat. Dazu kommt, dass sich heute alle gleichzeitigen Quellenarbeiten in weit reicherer Weise durchführen lassen als dereinst. Wir haben z. B., so lange eine Bewegung aktuell ist, die beste Gelegenheit, ihre flüchtigen Tageszeugnisse zu sammeln und späteren Geschlechtern die Schwierigkeiten des Wiederfindens zu ersparen. Wir können so namentlich die Zeitungsmuseen und ähnliche allgemeinere Sammlungen ergänzen durch Sondersammlungen aller Augenblickszeugnisse für eine bestimmte Bewegung; nicht nur Nummern und Ausschnitte von Journalen, auch Flugblätter, Wahlprogramme, Nachschriften von Reden, und was es sonst an derartigen Kleinmaterial giebt, gewinnen eine gründlichere Bedeutung erst dann, wenn wir sie möglichst vollzählig zur Vergleichung neben einander haben. Und eine der unentbehrlichsten, aber auch entsagungsvollsten, modernen Arbeitsarten, die bibliographische, wird um so fruchtbarer ausgeführt werden können, je früher man für ein bestimmtes Gebiet daran geht.

Aber zwischen den blossen Materialschaffungen und der endgiltigen historischen Abschliessung liegen noch allzu viele Zwischenstufen, als dass uns die Ferne dieser zu einer Beschränkung auf jene zwingen müsste. Vor Allem eins. Wer inmitten einer aktuellen Bewegung sowohl sie, als auch ihre Analogien aus der Vergangenheit studirt und darzustellen versucht, wird seiner Arbeit durch diesen Vergleich zwar einigermaassen

*) Vorstehendes ist nach dem Erscheinen des Buches geschrieben. Inzwischen hat sich die Bühnenwirkung zuerst in Frankfurt a. M., dann in Berlin und Hamburg erwiesen. In Frankfurt ist John Gabriel Borkman geradezu zum Kassenstück geworden.

schaden, jedoch auch einigermaßen nützen. Jenen Schaden kann eine spätere historische Kritik wieder gut machen, diesen Nutzen aber kann sie, war er nicht bei Zeiten gewonnen, nicht genügend ersetzen. So ist es gerade mit einer Geschichte der Judenfrage oder insbesondere des Antisemitismus. Dem, der nur eine einzelne Phase daraus, eine gegenwärtige oder eine vergangene betrachtet, erscheint das Besondere daran so wichtig, dass ihm darüber das Allgemeinere und Grundlegende zurücktritt. Er überschätzt viele Bestandtheile der einzelnen Bewegung, die dem vergleichenden Blick in eine typische Untergeordnetheit zurücksinken.

Und hier liegt zugleich die praktische Bedeutung solcher vergleichender Studien. Zunächst nützen sie ja schon durch thatsächliche Berichtigungen. Sie verlangen als Hilfsarbeiten dokumentarische Bemühungen, beispielsweise über die Angelegenheit des Ritualmordes. Sie werden uns vorhalten, was wir schon längst wissen könnten: dass nämlich unsere Einsicht in das geschichtliche Judenthum viel geringer ist, als sie schon aus theologischen Rücksichten sein sollte und gar als sie zur Begründung unserer antisemitischen Praxis sein sollte. In diesem Sinn erwerben sich jedenfalls viele Juden von heute durch geschichtliche und philologische Arbeiten ein sehr anerkennenswerthes Verdienst. Die jetzt beginnende Uebersetzung und Erklärung des „Babylonischen Talmud“ durch Lazarus Goldschmidt (Berlin, Calvary 1896 ff.) sei als ein Beispiel davon genannt; man sehe die Folgerungen auf das Aktuelle, die das Referat darüber im „Oesterreichischen Literaturblatt“ 1896 No. 23 zieht.

Nun aber die eigentliche Angelegenheit des Vergleichens. Angesichts einer gegenwärtigen Bewegung erhitzen wir uns über Einzelheiten, über die sich die Weltgeschichte schon längst beruhigen konnte, bringen Gedankengänge der Begründung und der Angriffswie Vertheidigungswaage vor, die eine historische bessere Einsicht bereits kennt und zugleich in ihrem bestimmten Grad von Geringwerthigkeit erkennt. Ferner kommt ein wichtiger suggestiver Umstand in Betracht. Eine solche theoretische und zwar geschichtliche Betrachtung, wie wir sie sonst eher vergangenen Erscheinungen zuwenden, macht uns geneigt, auch eine gegenwärtige Erscheinung mit der Kühle geschichtlicher Objektivität zu erfassen. Dem, der davon eine Lähmung der für den Tageskampf erforderlichen Kräfte befürchtet, sei darauf erwidert, dass dies nur für das Niedrigere an dem tobenden Kampf zu gelten braucht und nicht auch für das Grosse, Edle daran; dieses kann durch jene objektive Abklärung sehr viel gewinnen, wie sich ja schon oft genug die Weltgeschichte als Lebenslehrerin auch in grossen Gegenwartskämpfen bewährt hat.

Noch weiter. Wir vergessen über der Geschichte allzuhäufig ihre Ergänzung, die Geographie. So auch hier. Ein Querschnitt — sozusagen — durch die Judenfrage von heute, möglichst weit durch die verschiedenen menschlichen Lebenskreise hindurch geführt, zeigt uns Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten, ah die wir ohne das kaum gedacht hätten. Wer in irgend einer deutschen Stadt zwischen Königsberg und Konstanz oder zwischen Wien und Köln mit der Judenfrage zu thun bekommen hat, erfasst sie kaum anders als in gerade diesem lokalen Licht und ahnt schwertlich, wie falsch dieses Licht auf die Verhältnisse beispielsweise in Rumänien oder hinwider in England fallen würde. Dass in dem einen Land, etwa in Oesterreich, der Jude, soweit er nicht starrer „Altjude“ geblieben, sich zumeist ungern als Jude betrachtet sieht, in dem andern hingegen, z. B. in manchem Land des Deutschen Reichs, häufiger geradezu verlangt, als Jude betrachtet zu werden, das ist ein Unterschied, der in unsere Ergründung der Sache tief einschneiden kann. Auch der Gegensatz zwischen dem Juden innerhalb grösserer Gruppen von Genossen und dem Juden in der Diaspora, ferner dem religiös interessirten und dem religiös gleichgiltigen Juden und noch andere solche Gegensätze, wie sie sich erst aus Gleichzeitigkeitsvergleichen gut herausarbeiten lassen, müssen uns wenigstens einigermaßen bekannt sein, wenn wir kompetente Beurtheiler und Behandler der Judenfrage werden wollen. Und diese Gegensätze sind um so wichtiger, als sie uns auch zeigen, welche Bedeutung für den Juden und für das Problem unseres Verhaltens zu ihm sein Milieu hat. Je mehr wir es als unseren Stolz ansehen, entwicklungsgeschichtlich zu denken, um so

werthvoller muss uns die ganze Fülle dieser Verschiedenheiten werden. -- Soviel über die geographische Ergänzung der geschichtlichen Bestrebungen.

Müssen nun auch alle solchen Theoriewerke ihren Zweck in sich selber tragen und von äusseren Rücksichten völlig frei bleiben, so dürfen wir uns trotzdem ihrer weitergehenden Wirkungen freuen, und zwar schon jetzt in unserer Hoffnung. Die Geschichte des Antisemitismus schliesst ein und setzt voraus eine Geschichte politischer und sozialer Entwicklungen; ebenso thut es eine systematische Behandlung der Judenfrage mit einer Erkenntnis politischer und sozialer Gemeinfaktoren. Wir haben nicht genug geleistet, wenn wir z. B. das Thema der Beschneidung nur als dieses behandeln; wir sind es der möglichen Blickweite unseres Geistes schuldig, dass wir das Thema als einen Spezialfall allgemeinerer Erscheinungen fassen, und werden für diese Bemühung entschädigt durch die daraus erwachsenden Einsichten in die Bedeutung von Absonderungszeichen überhaupt. Die Behandlung und Betrachtung des Juden als Staatsbürger oder als Nichtstaatsbürger lässt uns nachsinnen über den Werth des Staatsbürgerthums überhaupt, u. dgl. m. Mögen nun auch daraus die Einen sehr radikale, die Andern sehr reaktionäre Folgerungen ziehen, werthvoll ist schon die Erkenntnis des zu Erkennenden überhaupt, und Wahres wie Gutes wird um so rascher seinem unvermeidlichen Durchdringen entgegengehn, je mehr wir dort uns ansetzen, wo ein Ansetzen grössere Erfolge verspricht als anderswo. Aber wir dürfen noch mehr hoffen: das nämlich, dass solche Einsichten immer kräftiger dazu beitragen, thatsächliche Zustände nicht als bedingungslos notwendige hinzunehmen. Und das ist uns so nöthig, wie nicht bald etwas, ist aber auch so schwer, wie nicht bald etwas; die „kompakten Majoritäten“ derer, welche Thatsachen mit allgemeinen Nothwendigkeiten verwechseln und Unheiliges als Heiliges hinstellen, sind ja noch lange nicht überwunden.

Wenn wir uns diesmal mit den bisherigen Gründen für den Werth einer geschichtlichen Erfassung der Judenfrage begnügen, so müssen wir sofort fragen: wie steht es jetzt mit der Arbeit daran, und was ist darin zunächst zu thun? Von einer Seite her ist die Arbeit schon ziemlich weit vorgerückt, von der Seite der Geschichtsschreibung des Judenthums. Diese umfasst ja zugleich eine Geschichte der Beziehungen des Judenthums zu seinen Gegnern, Feinden und indifferenten Beschauern; und dass die jüdische Geschichte eine reiche Fülle von Studien und Ergebnissen aufweist, brauchen wir unseren Leser nicht erst zu versichern. Aber hiermit ist doch nur der einen Seite der Sache Genüge gethan, und bei dieser darf es begreiflicher Weise nicht bleiben. Eine entgegengesetzte Seite existirt nicht insofern, als wir eine besondere Geschichtsschreibung der nichtjüdischen Welt hätten sondern nur soweit, als gerade der Antisemitismus dazu gelangt, seiner eigenen Sache historische Darstellungen zu widmen. Das ist aber überhaupt noch wenig gesehen und am wenigsten in unserem Sinn. Die antisemitischen Interessen sind ja ganz besonders aktuelle, und führen deshalb nicht leicht über ihre eigene Phase hinaus. So haben wir zwar immerhin einige Beschreibungen einzelner Parteien: der bekannte „Antisemiten-Katechismus“ hat auch eine geschichtliche Skizze seiner Sache gegeben, und die Tagesliteratur enthält manche weitere Beiträge. Allein wir brauchen ein Anfasen der Aufgabe, abgesehen von hüben und drüben und abgesehen von einzelnen Uebersichten in objektiverer Journalistik. Man ist leicht geneigt, sich diese Aufgabe recht bequem, mindestens recht eng begrenzt vorzustellen. Demgegenüber kann bereits unser voriger Hinweis auf die Verschiedenheiten jüdischer Verhältnisse stützig machen, und noch mehr thut es der Versuch, jene enge Begrenzung genau zu bestimmen. Wir versuchen nämlich, die geschichtlichen Anfänge des uns vorliegenden Antisemitismus zu bestimmen und sinken dabei Schritt für Schritt tiefer zurück in historische Abgründe. Phasen lassen sich immerhin unterscheiden; doch wie wenig diese Unterscheidungen in die Sache eingreifen, wird uns von Augenblick zu Augenblick klarer. So kommen wir von Stöcker zurück auf die „Gründerzeit“, von da auf die letzten Widerstände gegen die formelle Emanzipation der Juden, weiter auf die Anfänge des modernen Sozialismus, dann auf die Aufklärerzeit und stehen unversehens

im Mittelalter, ja schliesslich in Aegypten. Und laufen wir den eilig durchmessenen Weg zurück, so sehen wir rasch, welche Gleichförmigkeiten wir zu durchwandern haben, und wie kenntniss- und aussichtslos ein historischer Versuch in engen Gegenwartsgrenzen ist, soll er mehr leisten als eine stoffreiche Chronik oder selbst als eine Spezialstudie.

Ein Pröbchen dessen, was auf so flüchtigen Wanderungen zu erschauen ist, wollte Schreiber dieses anderswo mit den Bemühungen bieten, durch eine vorläufige Skizze eine baldige Geschichtsschreibung der Judenfrage anzuregen und zugleich die praktisch engagirten Gemüther ein wenig durch Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit vom Subjektiven auf's Objektive zu ärgern. Diese Skizze, eine theils primäre, theils sekundäre, theils tertiäre Geschichtsarbeit, mag gerade durch ihre Unvollständigkeit und Unvollkommenheit insofern nützlich wirken, als sie hoffentlich zu baldigen aufklärenden Widersprüchen und Ergänzungen herausfordert. Sie wird wohl auch durch ihre Wirkungen zeigen, wie viel Stoff für unsere Aufgabe bereits in solchen Händen angesammelt ist, die bisher wenig Gelegenheit hatten, ihn zu verwerten.

Die eine nächste Theilaufgabe wird nun natürlich die sein, den Stoff in der für solche Zwecke bekannten Weise zusammenzutragen und in den richtigen Händen zu konzentriren. Zugleich aber tritt die andere nächste Theilaufgabe hervor: eine Kritik der wohl noch etwas problematischen Geschichtsgliederungen, die jene Skizze verursacht hat. Hier handelte es sich besonders darum, das Auftreten und Schwinden verschiedener Seiten der Judenfrage geschichtlich festzustellen; ein Bemühen, dessen Erfolg von einem jeweils richtigen Erfassen jener Seiten abhängt. Die Folge soll uns lehren, was sie lehren kann. Wichtig wird es sein, dass jeder Bringer von Beiträgen womöglich Besseres bietet als einerseits blasse Allgemeinheiten, andererseits ebenso blasse Einzeldaten, wie sie einander so verwünscht ähnlich sehen; beide sind in der bisherigen Literatur bis zum Ekel üppig vorhanden.

Und dann mag die eigentliche Geschichtsschreibung beginnen. Sie verlangt nicht nur ein solches historisches Können, wie es sonst bei geschichtlichen Arbeiten nöthig ist; sie verlangt auch eine ganz besondere Feinheit eines Blicks geradezu durch Mauern hindurch. Welches diese Mauern sind, wird dem Beteiligten bald klar. Sind es leider auch zum Theil chinesische, so wird eben der Blick, der sie durchdringen soll, erst recht kein solcher sein dürfen, dem man mit einer etwas unliebenswürdigen Redefigur eine gleiche Bezeichnung geben dürfte.

Die sozialen Grundlagen der modernen Dichtung.

Von

Wilhelm Bölsche

(Friedrichshagen).

[Fortsetzung].

Eine alte Definition sucht das Wesen aller echten und grossen Dichtung darin, dass sie die Dinge der Welt schildere, aber in dieser Schilderung zugleich messe an einem bestimmten Ideal. Wie alle Definitionen der Art ist auch diese nicht erschöpfend für den ungeheuren Kreis dessen, was das Wort Dichtung in seiner höchsten Kraft wirklich umspannt. Aber sie lässt sich immerhin als ein Prinzip benutzen, das ein Stück weit auf den Weg hilft. Und gerade für die Betrachtung des sozialen Elements in der Dichtung unserer Tage ist sie beinahe von entscheidender Wichtigkeit.

Man hat die Definition anzugreifen versucht, indem man das Wort „Realismus“ gegen sie ausspielte. Die moderne Dichtung wurde als im Ganzen realistische bezeichnet, und ihrem realistischen Zuge gegenüber sollte dann die ganze „Idealverwertung“ wie ein überwundenes Prinzip erscheinen, so dass die Kunst sich thatsächlich aus ihrer eigenen Definition „herausentwickelt“ hätte.

Darin steckt nun ein grosser Irrthum. Der Kampf zwischen Idealismus und Realismus in der Kunst, den unsere Zeit in so lebhafter, aufrüttelnder und gesunder Weise erlebt, ist ein Kampf nicht über jenes allgemeine Idealprinzip, sondern innerhalb des Prinzips. Auch der schärfste künstlerische Realismus entbehrt der Ideale nicht. Bloss dass er diese Ideale nicht eigentlich in sein Lebensbild, das er giebt, hineinzeichnet, sondern erst durch eine Art Reaktion im Hörer entstehen lässt. Zola's „Assomoir“ oder Hauptmann's „Weber“ stehen in jeder Faser auf Idealen, jeder Zug in ihnen ist innerlich gemessen an ganz bestimmten Idealen. Das besondere Raffinement besteht aber hier darin, dass diese Ideale vom Hörer unwillkürlich als Kehrseite „erschlossen“ werden, ohne dass sie plump in Worten ausgedrückt oder gar in die Dinge hineingeworfen sind. Das letztere, das direkte Verwandeln der Wirklichkeitsdinge in das Ideal, mindestens als Schlusslösung, war das gangbare Prinzip des sogenannten älteren „Idealismus“. Diese Kunstform ist, weniger in ihren wirklich grossen Beispielen, als in ihrer kleineren Schablonenmache deswegen in Misskredit gekommen, weil sie einen auf die Dauer unerträglichen Zustand zu schaffen drohte, der aus der künstlerischen Wahrheit in die Lüge fiel: sie verfälschte die Wirklichkeit als solche schon in ihrer Darstellung mit dem Ideal und schuf so unhaltbare Zerrbilder. Ob eine Ueberwindung dieser Fehlerquelle nicht doch noch möglich wäre, ob es nicht möglich wäre, in der Darstellung selbst und nicht bloss in der Reaktion des Lesers die Ideale zu geben in einer noch raffinirteren Form, die jenen unerträglichen Konflikt ausschliesse, ohne doch auf alle Vortheile des „Idealismus“ gegenüber dem „Realismus“ zu verzichten, — das ist eine Zukunftsfrage, die ich hier nicht lösen will. Für unsern Zusammenhang bleibt das Entscheidende, dass die jeweilig herrschende Kunstform, Idealismus und Realismus, an dem Grundprinzip nichts ändert, dass überhaupt jedes künstlerische Schaffen zugleich ein Messen an gewissen Idealen ist und bleibt.

Sehen wir uns nun einmal etwas von diesen Idealen an, so wird uns das sogleich in medias res für unser engeres Thema führen. Jene Ideale, die in der Dichtung eine so entscheidende Rolle spielen, drehen sich alle um das Problem der grösseren Glückseligkeit. In Gestalt der Ideale erscheint eine höhere Befriedigung, eine Lösung der Dissonanzen, ein näherer Schritt zur Harmonie. Der schwächlichste Liebesroman vom ältesten Schlage kann uns das in all seiner Schwächlichkeit doch noch lehren: er führt durch mancherlei mehr oder minder grob gehäufte Lebensdissonanzen zu einem „glücklichen“ Schluss. Das Ideal, die endliche Vereinigung eines Liebespaares, ist in diesem Falle ein sehr kleines, die Art, wie es in die Handlung als notwendiger Abschluss hineingepresst wird, vielleicht eine ganz jämmerliche. Aber die Natur des Ideals als solche leuchtet doch schon hell durch. Je grösser, erhabener, tiefer die Dichtung sich auswächst, desto grösser die Ideale. Die Ideale von Goethe's „Faust“ sind gewiss nicht mehr die Ideale eines kleinen Liebesromans, dessen Ideal sich mit einer braven bürgerlichen Hochzeit erfüllt. Dennoch bleibt auch hier die Glücksfrage der Kern, — bloss dass das Glück hier erst erreicht wird durch ein vollkommenes Aufheben des Schuldbegriffes, womit das Ideal so hoch steigt, dass dem Dichter eine metaphysische Lösung unvermeidlich schien.

Zwischen diesem ungeheuren und jenem winzigen Ideal liegt eine Kette von zahllosen Möglichkeiten, wie Ideale gefasst werden können. Alle echten,

in sich geschlossenen und als einheitliche Komposition erfundenen Dichtungen der gesammten Weltliteratur ordnen sich hier ein. Schaut man schärfer zu, so lassen sich aber in der unabsehbaren Fülle der „Lösungen“, in all den Glückseligkeits-Idealen, zunächst zwei Hauptgruppen ziemlich leicht sondern. Unser Beispiel von dem simplen Liebesroman und dem Faust giebt von beiden gerade schon je ein Beispiel. Die endgiltig glückliche Vereinigung der beiden Liebenden ist ein irdisches, in diesen beiden Individuen zu ihren Lebzeiten erfüllbares Ideal. Die ideale Lösung im Faust geht ins Metaphysische: sie schweift über das Leben der betheiligten Individuen hinaus in eine Fortdauer nach dem Tode, bei der erst die eigentliche Lösung, die Erfüllung des Ideals, sichtbar wird.

So alt menschliche Dichtung ist, so alt ist auch der Wechsel, das ewige Auf und Ab dieser beiden Lösungen: der irdischen und der metaphysischen. Im Allgemeinen lässt sich für frühere Zeiten sagen, was ja auch schon in unserem Beispiel hervortritt: dass das Gros der kleinen und mittelmässigen Dichter die Abgrenzung schon bei einem irdischen, diesseitig individuellen Ideal jederzeit vorgezogen hat, während die ganz starken und tiefen Dichter eigenthümlicher Weise fast stets ihre Ideale bis ins Metaphysische hinübertrieben. Der Grund liegt auf der Hand. Gerade der schärfere Beobachter in allen Jahrhunderten der Menschheit musste auch scharf genug sehen, dass die individuelle Lebensbahn eines sterblichen Einzelmenschen in dieser sichtbaren Welt im Allgemeinen unmöglich das Objekt der idealen Lösung sein kann. In diesem Punkte sind gerade die besten Dichter immer sehr konsequente Realisten gewesen. Wenn die Dichtung, die sich so weit wie möglich dem Wirklichen anschloss, thatsächlich noch das vollendete Ideal darstellen und die Dissonanzen lösen sollte, so musste sie irgendwie in etwas hinübergreifen jenseits dieses Lebens. Der Schritt wurde lange Jahrhunderte hindurch relativ leicht gemacht durch die einfache Thatsache, dass von einem anderen Gebiete aus, von dem der Religion, metaphysisches Material geradezu als „Realität“ geliefert wurde, metaphysisches Material, das einfach im Sinne eines Glaubens an persönliche Fortexistenz nach dem Tode und eine dort ausgleichende Weltordnung das Unzulängliche des diesseitigen Individuums überwand. Und so stellte sich wie von selbst die metaphysische Lösung als die höhere gerade hinsichtlich der grossen Ideale dar, — eine ganze Anzahl der wundervollsten Dichterverke bis zu unserem Faust herauf sehen wir in ihrem Bann.

Es lässt sich indessen, wenn man diese Dinge unbefangen prüft, schlechterdings nicht leugnen, dass mit der grösseren Annäherung an unser modernes Denken auch gerade dieser metaphysischen Lösung innere und schwerwiegende Gründe sich wieder entgegen zu stellen beginnen. Nicht als wenn ich ohne Weiteres behaupten wollte, die Menschheit habe mit dem Fall gewisser, lange Zeit autoritärer Religionssysteme endgiltig auf jedes Forschen nach metaphysischen Dingen verzichtet. Einer Jahrhundertwende, wie unserer gegenwärtigen, die allein eine solche Fülle spiritistischer Vereine hat, wird man unmöglich absprechen können, dass sie noch sich mit dem individuellen Unsterblichkeitsproblem wenigstens an einer Masse von Punkten (es sind viel mehr als man gewöhnlich denkt) abgebe, — von tieferer und überzeugenderer Denkarbeit über die letzten Weltfragen ganz zu schweigen, die heute so wenig still steht wie je, ja zum Theil durch den Fall der religiösen Autorität erst recht eigentlich frei

und schaffenskräftig geworden ist. Aber was wahr ist und vorläufig bleibt, das ist die einfache Thatsache, dass alle die jenseitigen Dinge mindestens so verzweifelt ins Treiben gekommen sind, dass gerade die Dichterphantasie, die trotz aller weisen Gegenreden so viel „Realität“ braucht, sie immer weniger zu fassen weiss. Inwiefern sich das in Zukunft wieder ändern kann, lasse ich dahin gestellt. Was mir evident scheint, ist bloss eine schon seit längerer Zeit in gleichmässigem Tempo mit der anwachsenden modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung ebenfalls anwachsende Schwierigkeit für die Dichtung, — jene Schwierigkeit, ihre Ideale in sichtbaren Bildern auf eine Ueberwelt jenseits des Individuums, auf individuelle Unsterblichkeit und dergleichen aufzubauen in einem Moment, da alles früher hierüber Gedachte in einer offenkundigen Nothlage, ja vielleicht dem Todeskampfe, schwebt, während neue Gedanken noch in keiner Weise ausgereift auf dem Plan sind.

Wenn die moderne Dichtung, sagen wir etwa die Dichtung seit Goethe's Tod, trotzdem hinsichtlich ihrer sicheren und konsequenten Idealbehandlung nicht heruntergegangen ist, sondern sich sogar unter unseren Augen immer wieder neu verjüngt und gerade jetzt in eine wahre Blüthe zu treten beginnt, so liegt das an einem Umstand, der oben noch nicht erwähnt ist, der aber recht eigentlich unser Thema hier angeht. Es ist nämlich nicht so, dass hinsichtlich aller hohen Ideale bloss das Dilemma besteht: Lösung in diesem individuellen Erdenleben — und Lösung in einem metaphysischen Fortleben des Individuums. Zu diesen beiden Lösungen tritt noch eine dritte, die ich keinen Anstand nehme, die soziale zu nennen.

Die Verwickelungen im irdisch umgrenzten Leben eines Einzelmenschen, Schuld und Nichtschuld, Glücksbedürfniss und Glücksversagung, alle die Disharmonieen gegenüber dem Ideal, wie immer man sie nun im Einzelnen dichterisch darstellen möge: sie lassen ausser der Lösung durch eine mystische Ueberwelt in gewissem Sinne durchweg auch noch eine Lösung in der einfachen Weise zu, dass ich das Individuum fasse als Glied einer unfertigen, noch in reger Entwicklung begriffenen Gesamtmenschheit.

Genau so wie jede grosse dichterische Ideallösung, die mit dem „jenseits“ rechnet, im Herzen dabei denkt an einen Zustand, wo alle menschliche Schuld letzten Endes bloss als Nichtschuld, als Missverständnis in der grossen Verworrenheit der Erdendinge aufgefasst wird, und wo alle Schmerzen und Dissonanzen der Erdenbahn sich verklären zu nothwendigen Entwicklungsstufen: so erscheint auch vor dieser „sozialen“ Betrachtung alle „Schuld“ des Individuums bloss als der Ausdruck gewisser verworrener sozialer Uebergangszustände, und aller Schmerz wird verklärt durch den Ausblick auf eine glücklichere Zukunft, die im innern Gefüge menschlicher Fortentwicklung sich nur aufbauen konnte, wenn diese Schmerzen durchgekostet wurden, die aber andererseits für den grossen, am Ideal messenden Blick nun auch diesem Schmerz jetzt schon den ganzen geläuterten Gehalt echter, im Ideal schliesslich aufgelöster „Tragik“ verleiht.

Es ist klar, dass diese soziale Lösung niemals eine ganz komplette ist. Immer bleibt in ihr die schmerzliche Frage des Individuums ungelöst, was ihm das soziale Glück später Tage nütze, wenn es selbst aus der Entwicklung ausscheide, ehe auch nur der grimmigste Stachel der Noth und des allgemeinen Wirrwars fortgenommen sei. In diesem Sinne wird wahrscheinlich neben der sozialen Lösung sich nicht nur praktisch, sondern auch in die Dichtung immer

wieder etwas einschieben, was nach jener überweltlichen Lösung schmeckt, einerlei was nun die Zukunft daraus mache. Aber das hebt an sich den gewaltigen Idealwerth nicht auf, der schon in der einfachen Soziallösung liegt. Ich erinnere bloss an den Schuldbegriff, um etwas hier schon Entscheidendes hervorzuheben. Wie gewaltig ist im Sinne eines versöhnenden Moments der Unterschied zwischen einer Messung des Individuums an einem eisernen, unbeugsamen Schuldbegriff — und einer Messung, die in aller Schuld die sozialen Verhängnisse sucht, ja die den Schuldbegriff des sozialen Einzelgliedes eigentlich ganz auflöst in eine gewisse Allgemeinschuld der noch unreifen, vom Ideal noch sehr fernen jeweiligen Gesellschaft, — eine Schuld höheren Grades, die dann ihrerseits wieder aufhört im letzten Sinne überhaupt „Schuld“ zu sein, wenn uns der Dichter anzudeuten weiss, dass sie nur eine Entwicklungsstufe zum Höheren, zum Ideal darstellt, eine notwendige Entwicklungsstufe, ohne die das Ideal sich niemals erfüllen könnte.

Die soziale Lösung in dem Sinne, wie ich sie hier gebe, ist in der Dichtung ebensowenig erst ein Produkt der neueren oder gar neuesten Zeit, wie die metaphysische Lösung. Spuren davon lassen sich bis in die grossen Dichterwerke der ältesten Epochen verfolgen. Unverkennbar ist aber, dass gerade im Gegensatz zu dem metaphysischen Ideal das soziale Ideal immer intensiver in der gesammten Poesie zu Tage tritt, je näher man der Gegenwart kommt. Im vorigen Jahrhundert ist ein gewisses Ringen der beiden Motive miteinander schon ganz unverkennbar. In dem ganzen dichterischen Emporgang des neunzehnten Jahrhunderts tritt dann (in parallelen Linien bei den verschiedensten Kulturvölkern) mit zunehmender Deutlichkeit hervor, wie das soziale Moment als Lösung des tragischen Konflikts sich den Vorplatz erobert. Wenn man heute von dem „sozialen Hauch“ in aller besten modernen Dichtung aller grossen Kulturnationen spricht, so erkennt man nur die Thatsache an, dass gerade dieses Ideal, diese Lösung in Mitten des (wenigstens vorübergehenden) Verfalls der religiösen, metaphysischen Lösungen sich wirklich für uns schon führend an der Spitze unserer ganzen Schicksalsidee, im Kern unserer dichterischen Schuldbegriffe und im Herzen unserer ganzen Auffassung der menschlichen Tragödie festzusetzen beginnt.

Zweifellos hat gerade jener Verfall des metaphysischen Ideals, der in sich wieder mit den tiefsten Wandlungen der Weltanschauung im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eng verknüpft war, dem Vordringen des sozialen Ideals in der Dichtung einen unberechenbar grossen Vorschub geleistet auch ohne eigentlichen Kampf: das herrschende Ziel begann zu schwanken und im rechten Moment wuchs das andere Ideal, längst angelegt wie es war, auf den freien Fleck hinaus. Während dort die Materialien aus dem Gebiete der Religion immer spärlicher wurden, mehrte sich hier von Jahr zu Jahr das Arsenal, das die soziale Forschung und Erkenntniss bot. An Stelle des dumpfen Empfindens, dass der Einzelne in all' seiner Schuld und Nichtschuld, seinem Glanz und Elend ein Produkt momentaner Unzulänglichkeiten der Gesellschaft, ein Opfer sozialer Misstände sein könne, — jenes dumpfen Empfindens, das in der Poesie des achtzehnten Jahrhunderts oft schon so elementar hervorbricht, — an Stelle dessen sehen wir in unserm Jahrhundert, am schärfsten in seiner zweiten Hälfte, jene wachsende Klarheit treten, die aus dem naturgemässen Wechselspiel entspringen musste, zwischen einer auf soziale Lösungen bereits.

scharf erpichten Dichtung und einer immer kräftiger aufblühenden sozialkritischen Theorie wie sie sich in den verschiedenen aktuellen Besserungssystemen des sozialen Gebiets täglich jetzt vor uns ausspricht und unser öffentliches Leben allenthalben auf's Nachhaltigste bewegt. Es ist dabei ziemlich belanglos, welche soziale Fortschrittslinie den einzelnen Dichtern als Lösung vorschwebt: das Entscheidende ist, dass ihnen überhaupt die sozialen Dinge und alles, was damit zusammenhängt, als im Fluss begriffen erscheinen, — dass ihnen die Gegenwart mit ihrer sozialen Ordnung als verkehrt und als Quell zahlloser Tragödien des Individuums, ohne Sonderschuld dieses Individuums im idealen Sinne, erscheint. Auf das engere Zukunftsbild kommt es dabei nicht mehr an, als bei der metaphysischen Lösung auf die Einzelheiten, wie der Dichter sich die Lösung der Tragödie des Lebens durch eine jenseitige Besserordnung in konkreten Bildern denken will, — eine Sache, die naturgemäss den weitesten Phantasie-Spielraum hat und haben muss. Wobei noch besonders wichtig ist, sich an das zu Anfang flüchtig gestreifte Verhältniss von „Realismus“ und „Idealismus“ zu erinnern. Im Sinne ihres verstärkt auftretenden ästhetischen Realismus hat gerade die moderne Dichtung sich immer mehr darauf beschränkt, die ideale Lösung nicht mehr voll und konkret (etwa im Sinne der Schlusszene vom zweiten Theil des „Faust“) als Schluss vor den Hörer hinstellen, sondern sie gleichsam nur vage anklingen und aufklingen zu lassen aus der selbst noch ungelösten, scheinbar disharmonischen Handlung heraus, so fein, dass der Hörer eben gerade ihren diskretesten Zauber genießt, ohne doch aus der Illusion der vollkommenen „Wirklichkeit“ zu fallen. Es liegt auf der Hand, dass keine Kunstform besser zu der wachsenden Verwerthung gerade des sozialen Elements als Lösung passt, als diese streng realistische. In alter, sogenannter „idealistischer“ Technik müssten Hauptmann's „Weber“, um als Tragödie zur Lösung zu kommen, wirklich und auf der Bühne noch gipfeln in irgend einem utopistischen Zukunftsbilde, das die sozialen Wirrnisse des Weberaufstands tatsächlich überwunden zeigte. Die neue, „realistische“ Technik macht das überflüssig: mit ihr steckt schon in der dunklen Kehrseite das Ideal genügend deutlich, um im Hörer die Lösung gleichsam selbstthätig, durch eine Art intuitiver Reaktion entstehen zu lassen. Bei dem Wagniss, heute schon ein konkretes Bild von der wirklichen sozialen Zukunftslösung zu geben, fällt der Vortheil der Methode hier unbedingt dem Dichter zu.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Fabrikantensorgen!

Von

Max Pfund

(Berlin.)

„Fabrikantensorgen“ nennt sich ein kleines in Eisenach erschienenes und vom Fabrikbesitzer Heinrich Freese in Berlin verfasstes Buch, in dem er zu allerlei sozialen Reformen rath und seinen Berufsgenossen die Erfahrungen darstellt, die er mit derartigen Dingen in seiner eigenen Jalousiefabrik in Berlin gemacht hat.

Herr Freese hat in seiner Fabrik den Achtstundentag eingeführt. Früher währte der Arbeitstag bis zu 14 Stunden, dann einige Jahre $9\frac{1}{2}$, später 9 und endlich, seit 1892, 8 Stunden. Bei dieser Entwicklung haben weder der Fabrikant noch die Arbeiter Schaden

gehabt, sondern beide Nutzen. Es wird heute ebensoviel oder noch etwas mehr gearbeitet, als früher, und der Arbeitslohn ist um eine Kleinigkeit gestiegen. Der Fabrikant spart dabei noch einige Stunden Heizung und Beleuchtung, und die Arbeiter haben den grossen Gewinn einer Reihe freier Stunden. Bei der Darlegung dieser Thatsachen schildert der Verfasser manche interessanten Vorgänge der Praxis in recht anschaulicher Weise. So kommt er z. B., als eine Ursache der üblichen langen Arbeitszeiten, auf die Saisonarbeit zu sprechen.

„Einer langen Periode mit schwachem, schleppendem Geschäftsgange folgt eine kurze mit starkem Andrang. Die Aufträge überstürzen sich dann ausserordentlich, weil sie erst kurz vor dem eintretenden Bedarfe ertheilt werden. Die Unsicherheit der Besteller über den Umfang des Bedarfes, sowie die Ungewissheit über den Geschmack der Kundschaft ist die Ursache dieser früheren Zurückhaltung und jetzigen Eile gewesen. Es sind dann Ueberschichten nothwendig, will der Unternehmer seine Aufträge nicht verlieren. Sieht man genau zu, so stehen Ursache und Wirkung im Wechselverhältniss. Der Abnehmer spart seine Aufträge auf, weil er weiss, dass sie durch Ueberstundenarbeit noch auszuführen sind, und die Ueberstunden müssen gemacht werden, weil dieses lange Aufsparen erfolgt ist. Hätte der Auftraggeber die Gewissheit, bei verspäteter Bestellung seine Waare nicht zu erhalten, so würde er seine Aufträge viel früher ertheilen und die Ueberstunden wären nicht nothwendig.“

Interessant ist auch die folgende Stelle, die anderweit gemachte Beobachtungen bestätigt:

„Es herrscht vielfach die Meinung, dass gerade bei Maschinen mit einer feststehenden Geschwindigkeit die Leistung sich genau nach der Zeit richtet und deshalb bei Verkürzung der Arbeitsdauer die beträchtlichsten Ausfälle eintreten müssen. Aus meinen Erfahrungen hat sich ergeben, dass auch bei den Maschinen so viel kleine Pausen und Zeitverluste beim Anhalten und Umstellen vorkommen, dass auch hier bei kurzer Arbeitsdauer ein intensiverer Betrieb stattgefunden hat. Es ist in 8 Stunden nicht weniger, sondern ebensoviel und mehr erzielt worden, als vorher in 9, 9 $\frac{1}{2}$ und mehr Stunden.“

Kann man sich mit diesen auf Verkürzung der Arbeitszeit und Achtstundentag gerichteten Ausführungen voll einverstanden erklären, so ist das schon nicht mehr möglich bei dem begeisterten Lobe, dass der Verfasser den sogenannten Arbeiter-Ausschüssen spendet. In der Freeseschen Fabrik besteht ein solcher Arbeiter-Ausschuss seit langen Jahren. Er wird zum grössten Theil von den Arbeitern selbst gewählt, er beräth in regelmässigen Sitzungen mit dem Unternehmer über fast alle Arbeiterangelegenheiten, die Arbeitsordnung, die Arbeitsdauer, die Lohnsätze, die Wohlfahrtseinrichtungen der Fabrik, das Kassenwesen u. s. w. Und nicht nur der Unternehmer, sondern auch die Arbeiter sind mit diesem Ausschusse wohl zufrieden, wie sich aus dem von ihnen gedruckt herausgegebenen Rechenschaftsbericht des Arbeiter-Ausschusses ergibt. Aber was ist nun damit bewiesen? Doch nichts weiter, als dass Herr Freese ein liberaler Mann ist, der es für gut befunden hat, seiner Fabrik eine solche Verfassung zu geben, um in Arbeiterangelegenheiten auch die Arbeiter zum Wort kommen zu lassen. Das ist sehr löblich, aber damit sind wir auch fertig. Jeder weitere Schluss, namentlich der, dass überall solche Einrichtungen geschaffen werden müssten, dass dadurch der soziale Friede, der soziale Fortschritt und wer weiss, was sonst noch, ermöglicht würden, schießt am Ziel vorbei. Herr Freese hat doch die Ausbrüche des souveränen Hohns gelesen, mit denen der rheinische Grossindustrielle und Kommerzienrath Vorster im Augustheft der „Preussischen Jahrbücher“ eine andere Freesesche Schrift auch heute noch fast nur auf sein eigenes Beispiel verweisen kann, trotz des schon vor über sechs Jahren, in den Erlassen vom 4. Februar 1890, ausgesprochenen kaiserlichen Wunsches solcher Arbeiter-Ausschüsse; die Thatsache ferner, dass es bei irgend welchen Arbeiterforderungen fast immer zum Streik kommt, dass dagegen die von den Arbeitern stets gesuchte Verhandlung und Verständigung fast niemals zum Ziele führt, ja, dass die Unternehmer darauf überhaupt garnicht eingehen: das alles nöthigt doch zu der Frage, wo denn das Unternehmertum ist, mit dem solche Dinge durchzuführen wären.

Wir wollen ganz davon abschen, dass auch mit der allgemeinen Einführung der allerliberalsten Arbeiterausschüsse an der wirthschaftlichen Gesamtlage der Arbeiterschaft nicht das geringste geändert würde. Aber auch die geringen Bequemlichkeiten, die durch solche Einrichtungen herbeigeführt werden können, die Möglichkeit für die Arbeiter, allerlei Wünsche vorzubringen und mit dem Unternehmer zu besprechen, die dem Unternehmer dadurch geschaffene und von Herrn Freese gerühmte „Fühlung mit den Arbeitern“, die Kontrolle der Aufseher etc., alles das will das Unternehmertum ja gar nicht! Diesen Herren ist ja nichts lächerlicher, als das „menschliche Näherrücken“ des Unternehmers und der Arbeiter. Die Arbeiter sind die Arbeiter und sie sind die Herren, und wer etwas an der vom „Fabrikherrn“ vorgeschriebenen Ordnung auszusetzen findet, der ist entlassen. „Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten!“ So stehen die Dinge, und so will man es auch. Siehe Hamburg! — Aus einer badischen Fabrik, die ebenfalls einen „Arbeiter-Ausschuss“ eingeführt hatte, erzählt der badische Fabrikinspektor Folgendes:

Es war die Wahl eines Ausschussmitgliedes nöthig geworden. Die Fabrik schlug einen Aufseher vor, der Arbeiterausschuss beharrte auf der Wahl eines Arbeiters und wählte, um ja bezüglich der Person des Arbeiters keinen Anlass zu Beanstandungen zu geben, den Arbeiter, den das Bezirksamt kurz vorher vorgeschlagen hatte, um an den in Berlin stattfindenden Berathungen über die Sonntagsruhe theilzunehmen. Unmittelbar nach diesen, über die Wahl entstandenen Differenzen, wurde sämmtlichen Ausschussmitgliedern bis auf einen, sowie dem vorgeschlagenen am nächsten Zahltag ihre Entlassung aus der Arbeit mitgetheilt.

Das ist so ein kleines Bild aus der Praxis. Dass da Herrn Freese nicht der Muth vergeht, seine Ideen noch weiter zu propagiren!

Auch die berühmten „Wohlfahrtseinrichtungen“ fallen nach Herrn Freese in das Gebiet der Fabrikantensorgen. Er verspricht sich sehr viel von solchen Einrichtungen; freilich will er, dass alles von den Arbeitern selbst arrangirt und verwaltet werden soll, um dadurch ihr Interesse und ihre Freude an der Sache hervorzurufen. Er schreibt:

„Mit tiefem Bedauern habe ich bei Krupp Konsumanstalten gesehen von dem Umfange grossstädtischer Geschäfte und bemerkt, dass von der Leitung die Arbeiterschaft ganz ausgeschlossen war. Alles wird einseitig ins Leben gerufen, oft mit dem grössten Aufwand. Man lässt es sich Geld genug kosten, aber alles ist vorgeschrieben und reglementirt, alles, was geschieht, geschieht von oben herab, und alles, was geschaffen wird, bleibt Eigenthum des Unternehmers.“

Der oben erwähnte Grossindustrielle dagegen kann sich gar nicht vorstellen, „worin diese Leitung und Mitwirkung bei Speiseanstalten, Badehäusern, Krankenstationen, Haushaltungsschulen, Wöchnerinnenasylen etc. bestehen soll.“ — Die Stellung der Sozialdemokratie zu diesen Dingen ist ja bekannt. Die „Neue Zeit“ schrieb einmal zu diesem Thema:

„Was immer der Unternehmer dem Arbeiter giebt, das hat dieser ihm selbst erst verdient. Dadurch, dass der Unternehmer dem Arbeiter als Wohltäter gegenübertritt, unterdrückt er ihn nicht bloss, denn er will ihn nur abhängiger von sich machen; er entehrt ihn auch, denn er weist ihm eine Stellung an, die ihm in dem Verhältniss der beiden zu einander nicht zukommt.“

Es mag wohl sein, dass an solchen Wohlfahrtseinrichtungen hier oder da ganz hübsche Sachen vorhanden sind oder eingerichtet werden können. Und wo für den Arbeiter wirklich irgend ein Nutzen herausspringt und er sich mit seiner Würde verträgt, mag er auch davon Gebrauch machen. Der Arbeiter kann heute nicht allzu wählerisch und feinfühlig sein. Nur soll sich Jeder jeden Augenblick darüber klar sein, dass diese „Badehäuser und Wöchnerinnenasyle“ an der grossen wirthschaftlichen und sozialen Noth der Arbeiterklasse aber auch gar nichts ändern, ja, dass die Einrichtungen in vielen Fällen, wie z. B. die berühmten „Arbeiterwohnungen“, gerade dazu dienen, den Arbeiter noch unselbständiger und abhängiger zu machen, als es so schon ist. Die „Wohlfahrtseinrichtungen“, die das Proletariat braucht, wird man ihm nicht schenken, die wird es sich schon selbst verschaffen müssen. Die geschenkten aber sind oft nicht viel nütze, mitunter auch direkt verächtlich. Jedenfalls dienen sie sämmtlich dazu, das Proletariat durch kleine Wohlthätchen mit seiner Klassenlage zufrieden zu halten, damit es ihm nicht

einmal einfällt, gegen die Herren Wohlthäter zu rebelliren und sich zu emanzipiren. Wir glauben aber, das ist wichtiger!

Dann endlich die Gewinnbetheiligung und überhaupt die Lohnfragen. Herr Freese ist unbedingt für hohe Löhne der Arbeiter; ganz besonderen Werth legt er aber auf die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Unternehmung. Er hat das System seit etwa 8 Jahren bei sich eingeführt. Die Arbeiter bekommen 5% vom Reingewinn, was auf den Mann 20, 30, bei den höheren Lohnsätzen auch 40 Mark pro Jahr ausmacht. Weltbewegend ist das nicht. Dabei muss Herr Freese selbst zugeben, dass das System, soweit bis jetzt Versuche damit gemacht worden sind, mit wenigen Ausnahmen nicht aus Arbeiterfreundlichkeit, sondern aus selbstsüchtigen Motiven eingeführt worden ist. Entweder man behielt die Gewinnantheile der Arbeiter als angebliches Sparkapital im Unternehmen mit der Maassnahme, dass bei freiwilligem Abgang der Arbeiter ihre Antheile verfielen und überhaupt nicht herausbezahlt wurden, wodurch natürlich die Arbeiter an das Unternehmen gekettet, abhängig und fügsam gemacht werden sollten; oder man wollte durch Anstachelung der Gewinnsucht der Arbeiter den eigenen Geschäftsgewinn steigern; und endlich, wenn die Sache wirklich Erfolg hatte und die Geschäftsgewinne in die Höhe getrieben wurden, dann nahm man Anstoss an den grossen Gewinnantheilen der Arbeiter, wie bei Briggs and Sons in Whitwood, und setzte sie gebührend hinab.

Nach Angabe Freeses besteht die Gewinnbetheiligung in Deutschland gegenwärtig in etwa 20 Unternehmungen; danach scheint sie auch bei den Unternehmern keinen besonderen Anklang gefunden zu haben. Aus Arbeiterkreisen hat man jedenfalls kaum ein Lob dieses Systems gehört. Tadel dagegen recht viel. Nach den Erfahrungen von Leuten, die das System praktisch kennen gelernt haben, soll es die Arbeiter, statt sie zueignen, gegeneinander hetzen, weil einer immer den andern belauert, ob er auch fleissigst, ob er auch sparsam genug mit den Rohstoffen, den Geräthschaften, dem Schmiermaterial etc. umgeht; besonders soll es die Arbeiter zu ungebührlich intensiver Ausnutzung der Arbeitskraft reizen.

Man macht ihm in dieser Beziehung ähnliche Vorwürfe, wie dem Akkordlohnsystem. Auch in der Werthschätzung dieses Systems weichen die Arbeiter, soweit man Urtheile aus der Praxis hört, von der Ansicht des Herrn Freese ab. Dieser schreibt:

„Ich bekenne mich als Grossindustrieller zum Anhänger des Stücklohns, und ich glaube nicht, dass meine Arbeiter geneigt wären, von der einträglichen Stückarbeit, die ihnen viel freiere Bewegung innerhalb des Betriebes gewährleistet, ihr Einkommen erhöht und ihre Unabhängigkeit vergrössert, abzugehen und sich für einen Uebergang zur Stundenlöhning besonders zu erwärmen. . . Was die Akkordarbeit in Arbeiterkreisen besonders verhasst gemacht hat, ist nicht diese Lohnform selbst, sondern ihre Handhabung durch die Arbeitgeber. Vor allen Dingen die willkürlichen Herabsetzungen, sobald der Arbeiter nach Ansicht des Arbeitgebers zu viel verdiente.“

Wahr ist ja, dass immerhin auch von der Allgemeinheit abweichende Ansichten einzelner Arbeiterschichten vorgekommen sind. Es sei hier z. B. daran erinnert, dass der Frankfurter Parteitag beschlossen hatte, in den Parteizeitungen die Akkordarbeit abzuschaffen. Als aber dieser Beschluss in der Druckerei des „Vorwärts“ durchgeführt werden sollte, veranlassten die betheiligten Schriftsetzer selbst, dass von der Sache abgesehen wurde, weil sie glaubten, dadurch Schaden zu haben.*

Der vorliegende Artikel ist fast überall^{*} negirend ausgefallen, bei aller Anerkennung der guten Absichten des Herrn Freese. Dieser Industrielle hat das eigenthümliche Pech seine sozialpolitischen Bestrebungen von zwei Seiten angefochten zu sehen: von den gar nicht sozialistisch gesinnten Unternehmern, und ebenso auch von den Arbeitern, die Herr Freese so gerne glücklich machen möchte.

Niemand kann eben zween Herren dienen, und mit Halbheiten stösst man auf beiden Seiten an. Den Arbeitern ist es nicht genug, was den Unternehmern schon viel zu viel ist. Wer den Arbeitern wirklich helfen und sie zufrieden stellen will, der muss dem Kapitalismus schon sehr energisch an den Kragen gehen. Die Campagne macht Herr Freese aber nicht mit.

Aus Auguste Blanqui's Leben.

Von

Dr. B. Kritschewsky

(Paris).

[Schluss.]

Das Kerkerleben war für Blanqui jetzt noch mehr als in Mont-Saint-Michel — Denken, Lernen, Schreiben. In der Zitadelle der Insel Belle-Iste-en-Mer (an der bretonischen Küste), wo er mit 600 politischen Gefangenen, den Besiegten von 48, lebte, war übrigens das Regime erträglich. Keine Einzelhaft, alltägliche Zusammenkünfte und gemeinsames Spazieren im Gefängnisshofe. Blanqui hatte zum Nachbar einen Studenten der Medizin, dessen Zelle mit der seinigen durch eine stets offene Thür verbunden war. Zweimal wöchentlich hielt Blanqui einen Kursus der Sozialökonomie ab vor 150 Gefangenen, meist Arbeitern.

Eine ewige Quelle der Verbitterung bildete für ihn die Verleumdung Taschereau's, mit der Barbès und seine Anhänger beständig krebsten. Die Proletarier ergriffen jedoch meist Partei für den Verleumdeten, der sich von den Stänkereien fern hielt, sich mit kalter Verachtung gegen seinen ehrgeizigen Rivalen wappend, nachdem dieser eine von Blanqui angebotene ehrliche Darlegung des Für und Wider vor sämtlichen Gefangenen hintertrieben hatte.

Er suchte und fand eine Zuflucht in angestrenzter Geistesarbeit, in der fortwährenden Erweiterung seines Wissens. Unaufhörlich bestürmte er die Mutter, die zwei an ihm mit verehrender Liebe hängenden Schwestern, die Freunde mit Bitten um Sendung von Büchern, Broschüren, Zeitungen, Revuen, Atlanten. Er verschlang ganze Bibliotheken. Neben politischen, soziologischen, philosophischen und historischen Studien interessirte er sich namentlich für Geographie und Astronomie. Er entwarf eine Welt-Hypothese, die er 20 Jahre später in einem viel entsetzlicheren Kerker fertig bearbeiten sollte.

Die Ergebnisse seiner Studien und Gedanken legte er meist in Briefen nieder, welche in jeder Beziehung vortreffliche Revue-Artikel bilden. Er verfolgte auch die Tagespolitik, und im November 1851 sagte er in einem Briefe den nahe bevorstehenden Staatsstreich voraus. Er hatte übrigens schon in seiner letzten Vertheidigungsrede (März 1849) vor Gericht den Bonapartismus als eine drohende Gefahr für die Republik bezeichnet.

Daneben beschäftigte sich die gefesselte Kämpfernatur, wie in Mont-Saint-Michel, mit Fluchtplänen. Seine alte Mutter war ihm wiederum dabei behilflich. Der feine, umständlich eingeleitete Plan gelang vortrefflich. Blanqui und Cozaran erreichten bereits den Einschiffungsort — da wurden sie aber von dem Steuermann verrathen . . .

Die letzten zwei Jahre seiner Strafzeit verbrachte er im Gefängnis von Corte (auf Korsika), das eine kalte Kloake im Winter, ein Gluthofen im Sommer war.

Nach Paris durfte er aber erst nach der General-Amnestie von 1859 zurückkehren, nachdem er in Algerien ein halbes Jahr als Verbannter verbracht hatte.

In der Hauptstadt erwartete den Schwergedephten eine tragische Begegnung mit seinem erwachsenen, nun 24-jährigen Sohne Eusèbe. Die Befürchtungen der jung gestorbenen Gattin hatten sich erfüllt: die fromme Bourgeois-Familie derselben hatte den Sohn in der Feindschaft gegen den Vater auferzogen. Eusèbe machte Auguste Blanqui den gnädigen Vorschlag, mit ihm nach dem mütterlicherseits geerbten Gute in einem verlorenen Provinzwinkel zu ziehen; er sollte

aber für Kost und Logis — auf jede politische Thätigkeit verzichten! . . . Der Vater liess den Vorschlag ohne Antwort — er hatte keinen Sohn mehr! . . .

Blanqui verzichtete auf das satte Vegetiren, um sein entbehrungs- und leidenvolles Lebenswerk fortzusetzen. Trotz der polizeilichen Ueberwachung stürzte er sich mit feuriger Leidenschaft auf die geheime Aufklärungs- und Organisationsarbeit. Bald gruppirte sich um ihn eine kleine Schaar Anhänger und Verehrer. Die herangewachsene junge revolutionäre Generation war entzückt, in ihm einen Mann zu finden, der vom Kerker aus die weitere Entwicklung in politischer wie wissenschaftlicher Beziehung verfolgt und mit ihr gleichen Schritt gehalten hatte. Im engeren Kreise gab man ihm fortan den liebkosend- verehrenden Namen: „der Alte“. Freilich die bitteren Erfahrungen, die er mit den Menschen erlebt hatte, hatten ihn noch misstrauischer gemacht, als dies bei ihm, dem alten Konspirator, ohnehin der Fall sein musste. Sein verschlossenes Wesen stiess gar manchen ab. Dazu kam der tief eingewurzelte Zug des Chefs einer Geheimgesellschaft, blinden Gehorsam zu verlangen und daher Werkzeuge selbständigen Naturen vorzuziehen. Andererseits aber übten seine starke Persönlichkeit, die Schönheit seines Märtyrerlebens, sein ganz vergeistigtes Wesen, die Gewalt seiner Ueberzeugungen gepaart mit Gedankenklarheit und ätzender Schärfe der Kritik eine mächtige Anziehungskraft aus. Wer sich ihm einmal persönlich nähern durfte, blieb in seinem Banne.

Seine halbe, weil polizeilich beengte Bewegungsfreiheit dauerte indess nicht lange an. Die politische Polizei Napoleon's III., die bei Bedarf stets einen Geheimbund fabriziren konnte, hatte es leicht, Blanqui Geheimbündelei nachzuweisen. Dazu genügte ihr eine bei seiner Schwester aufgefundene Liste, die weiter nichts enthielt als dem Adressbuch entlehnte Adressen für den Versand von geheim gedruckten Broschüren. 1861 wurde Blanqui, nachdem er monatelang unauffindbar geblieben war, wieder einmal verhaftet und vom Zuchtpolizeigericht zu vier Jahren Gefängniss verurtheilt.

Diesmal liess man ihn im Pariser Gefängniss Sainte-Pélagies, was immerhin eine Erleichterung bedeutete. Die Einzelhaft wurde gemildert durch häufige Besuche von Verwandten, Freunden, Gesinnungsgenossen und Verehrern. Während der Spaziergänge im Gefängnisshof unterrichtete er die gemeinen Häftlinge im Lesen.

Seine erschütterte Gesundheit erforderte indessen (im März 1864) die Ueberführung nach dem freien Spital Necker. Er benutzte nun diese relative Freiheit, um vom Spital aus die politische Aktion wieder aufzunehmen. Er regte die Veröffentlichung einer Reihe von Broschüren an gegen die Führer der parlamentarischen Opposition, in denen er zutreffend im Voraus die reaktionären Regierungsmänner der kommenden Republik erblickte. Zugleich trug er sich bereits mit Konspirationsplänen gegen das zweite Kaiserreich, nach dem Muster der Geheimgesellschaften unter der Restauration und Louis-Philippe, wenn auch die angehäuften Erfahrungen ihm allerdings dazu drängten, die Ungeduld der jugendlichen Revolutionäre zu zügeln und vorläufig zur klugen Ausnutzung der Mittel der öffentlichten Propaganda zu rathen.

Vier Wochen lang leitete er gar vom Spital aus eine zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung „Candide“, die antireligiöse, philosophische und sozialwissenschaftliche Artikel brachte, darunter mehrere von ihm selbst. Mit der achten Nummer wurde die Zeitung verboten, die Mitarbeiter mit Gefängniss und Geldbussen bedacht.

Kurz vor Ablauf der Strafzeit entfloh Blanqui aus dem Spital nach Brüssel, um die auf Grund des „Gesetzes der allgemeinen Sicherheit“ ihm drohende Verbannung nach Cayenne zu vermeiden.

IV. Greisenkämpfe und letzte Leidensstationen.

In Brüssel wurde Blanqui erst recht zum Zentrum, in welchem alle Fäden der geheimen Aktion gegen das Kaiserreich zusammenliefen. Zudem kam er häufig nach Paris herüber, hier mitunter monatelang in sicherem Versteck, in einer Art freiwilliger Zellenhaft lebend.

War es unverwüstlicher Optimismus, diese jedem Konspirator, jedem auf die Kraft einer winzigen Minderheit bauenden Revolutionär eigene Stimmung? War es ungestüm hervorbrechender Thatendrang eines jahrzehntelang in Fesseln geschmiedeten revolutionären Temperaments? War es der berechtigte Wunsch, die günstige Situation, den immer offenkundiger werdenden Verfall des Kaiserreichs und die sich darbietenden revolutionären Energien auszunutzen, um die Entwicklung zu beschleunigen? War es der Bann der alten Anschauungen, welche den unmittelbar gewaltsamen Kampf gegen die gewaltsame Unterdrückung stets für die wirksamste Kampfform hielten? All' diese Motive werden in verschiedenem Grade bei Blanqui's Konspirationsthätigkeit in den letzten Jahren des Kaiserreichs mitgespielt haben.

Sein Biograph sucht ihn zum Theil als ein Opfer desjenigen, was er „Blanqui-Legende“ nennt, hinzustellen. Der unwandelbare Verschwörer-Ruf, in dem Blanqui bei Freund und Feind stand, hätte auf seine Persönlichkeit mit psychologischer Nothwendigkeit eine mehr oder minder unbewusste Rückwirkung ausgeübt. So verlockend fein diese Erklärung klingt, einleuchtend ist sie meines Erachtens nicht. Der Biograph hat dafür kein konkretes Beweismaterial beigebracht. Alles andere aber steht in direktem Widerspruch mit der auf eine „Rettung“ abzielenden Erklärung. Blanqui kommt doch auch als Mensch am besten weg, wenn man seine urwüchsige Kraft in ihrer selbständigen Eigenart gelten lässt, ohne sie gleichsam durch die vulgäre, die Individuen unterschiedslos in Kategorien einschachtelnde Menschenmeinung in Bewegung setzen lassen zu wollen. Der Politiker Blanqui aber würde sich vollends in der Rolle eines durch seinen Ruf hypnotisirten Konspirators, eines Konspirators wider Willen gar eigenthümlich ausnehmen.

Wahr ist nur so viel, dass die Erfahrungen und Studien des 60jährigen Mannes sein früheres unbedingtes Vertrauen zur Handstreichsaktion einer Minderheit nach und nach erschüttert hatten. Daher in dieser Periode das wiederholte Zurückweichen vor dem entscheidenden Schritt, das In-Zaumhalten der zum Losschlagen drängenden Elemente der einen Augenblick auf über 2000 Mitglieder angewachsenen Geheimgesellschaft, während er andererseits eine bis in die kleinsten Details gehende Anleitung zu einem bewaffneten Handstreich ausarbeitete, ein Meisterwerk konspiratorischer Umsicht.

Ferner ist zu beachten, dass seine theoretische Auffassung von Geschichte und Gesellschaft nur insofern sich verändert hatte, als er immer mehr Gewicht auf die sozusagen exoterische, ausserhalb der Konspirations-Konventikel liegende Aufklärungsthätigkeit legte. Er blieb aber noch immer im Banne der rationalistischen Ideen des 18. Jahrhunderts, in denen er aufgewachsen war. Die moderne Entwicklungsauffassung wurde von ihm eigentlich — was:

Geffroy von seinem Standpunkte aus überschauen muss — einzig in der Form der geistigen Entwicklung der Individuen vermittelt des Unterrichts und der Aufklärung begriffen und angewandt. Bezeichnend ist sein Ausspruch: „Die Revolution wirkt nicht in der Werkstätte, sondern in der Schule.“ Die Masse, für welche er in seinem aus dieser Zeit stammenden Werke „Capital et Travail“ (Kapital und Arbeit) den integralen Unterricht verlangte, war ihm weiter nichts als eine arithmetische Summe von bestimmungslosen Menscheneinheiten, kein kraft bestimmter ökonomisch-sozialer Bedingungen zu einem historischen Faktor verwachsenes Aggregat, keine durch gemeinsame Interessen zusammengeschweisste und in Bewegung gesetzte Klasse. Ohne den Begriff der Klasse und des Klassenkampfes aber keine moderne Entwicklungsauffassung, keine moderne Kampftaktik.

So musste er denn, trotz seiner Erfahrungen und seines erweiterten Gesichtskreises, immer wieder zur alten Verschwörungstaktik, die seinem ganzen Naturell entsprach, greifen, sobald es ein Unterdrückungsregime umzustürzen galt und die Umstände die Entfesselung einer Massenbewegung durch die Initiative eines kühnen Häufleins zu versprechen schienen.

Der lange vorbereitete, von Blanqui aber wiederholt aufgeschobene Handstreich wurde schliesslich auf den 12. August 1870 — auf einen Sonntag, wie im Mai 1839 — nach den ersten Niederlagen der französischen Armee und dem Fall des Ministerium Ollivier, festgesetzt. Eine Feuerwehrsoldaten-Kaserne im Arbeiterviertel Villette sollte als erster Angriffspunkt dienen. . . Sagen wir kurz: der feindliche Angriff, unternommen, um sich der Kasernenwaffen zu bemächtigen, scheiterte. Blanqui, der wie 1839 an der Spitze der Arbeiter marschierte, zeigte einen bewundernswerthen Muth unter den auf seine Brust gerichteten Bajonetten und Gewehrläufen der ihn umzingelnden Wache. Er appellirte aber vergebens an den Patriotismus der Soldaten, im Interesse der Landesvertheidigung die Republik zu proklamiren. Und als die Angreifer nach einem Zusammenstoss mit den herbeigeeilten Schutzmännern sich zurückzogen unter den Rufen: „Hoch die Republik! Tod den Preussen! Zu den Waffen!“ sahen die Passanten auf sie einen Augenblick mit neugieriger Verblüffung, um sich eilends nach allen Richtungen zu zerstreuen. . . Blanqui musste, nachdem man einige Strassen durchlaufen hatte, den Befehl zum Auseingehen geben.

Die verhafteten Theilnehmer (Blanqui's Aufenthalt wurde nicht entdeckt) wurden vor dem Schaffot durch die Ausrufung der Republik (am 4. September 1870) gerettet. Die Verschwörer waren also der siegreichen Volksbewegung um drei Wochen vorausgeellt.

Die erschütternde Tragik der politischen Schicksale Blanqui's liegt darin, dass es ihm kein einziges Mal vergönnt war, sein organisatorisches Talent, den scharfen Blick, mit dem er sich gerade in revolutionären Zeiten rasch und sicher zurecht fand, kurz, seine Fähigkeiten eines geborenen Volksführers während einer mächtigen Volksbewegung zu verwerthen. 1848 wurde er am Vorabend des Jüniaufstandes wegen der aussichtslosen Mai-Kundgebung verhaftet. 1871 wurde er dem Kampfe der Pariser Kommune wiederum durch den Kerker entrisen infolge des misslungenen Handstreichs vom 31. Oktober 1870.

Weich' unschätzbare Kraft die Kommune in Blanqui verloren hat, zeigt dessen Thätigkeit während der deutschen Invasion. In seiner Zeitung „Patrie en Danger“ (Das Vaterland in Gefahr) offenbarte er eine wahrhaft prophetische

Gabe in der Beurtheilung der militärischen Situation. Er hat Tag für Tag sozusagen im Voraus die Geschichte der Invasion und der Pariser Belagerung geschrieben. Und welche Uermüdllichkeit, welche Geistesfrische, welcher Schwung der Gedanken, der Sprache bei dem 65jährigen Greise! . .

Dass seine Zeitung wie sein Klub in dieser Periode fast ausschliesslich der Landesvertheidigung dienten, ist selbstverständlich. Der Patriotismus, der damals in seinen Artikeln und Reden besonders stark zum Ausdruck kam, wurzelte bei ihm noch tiefer als bei den anderen französischen Sozialisten auch in der glorreichen revolutionären Vergangenheit seines Vaterlandes, wie denn die blanquistische Richtung überhaupt an nationalem Exclusionismus laborirte, der nach Friedrich Engels' Charakteristik (aus dem Jahre 1874) „die Franzosen für das auserwählte Volk der Revolution, Paris für das revolutionäre Jerusalem“ hielt. Dieser revolutionäre Chauvinismus entlud sich bei Blanqui während des deutsch-französischen Krieges zuweilen in heftigen Invektiven gegen die germanische Rasse. . .

Sein Blatt blieb indess ohne Einfluss auf die Masse. Die warnende Stimme verhallte machtlos im Schlachtendonner. Die Aufdeckung der gewollten Schwäche der von Trochu geleiteten Vertheidigung wurde von der Masse ebensowenig beachtet, wie die Proteste gegen die Einberufung einer Nationalversammlung. Mit der 89. Nummer stellte die „Patrie en Danger“ aus Mangel an Abonnenten ihr Erscheinen ein.

In den Wahlen zur Nationalversammlung unterlag Blanqui mit 52000 Stimmen — so wenig kannte ihn das Pariser Volk. Als er aber in demselben Paris in die Kommune zweimal gewählt wurde, sass er bereits hinter Schloss und Riegel. Er war am 17. März 1871, einen Tag vor der Ausrufung der Kommune, in der Provinz verhaftet worden.

Damit verschwand er wieder aus dem öffentlichen Leben für volle acht Jahre.

Im mittelalterlichen Schloss Taureau (auf einer Felseninsel bei Morlaix, an der bretonischen Küste), das man speziell für ihn eingerichtet hatte, hielt man ihn, wie in der vorrevolutionären Bastille, bis November 1871 ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Richterbefehl, was selbst gegen die Satzungen des Belagerungszustandes verstieß. Allein, in einer halbdunklen, feuchten Zelle, unter der raffiniert strengen Bewachung einer bewaffneten und brutalen Soldateska, verlebte er da in voller Ungewissheit noch schlimmere Tage, Wochen und Monate als in Mont-Saint-Michel. Er rettete sich aber wieder durch geistige Arbeit. Hier schrieb er sein schwungvolles, poetisch-spekulatives astronomisches Werk „L'Éternité par les Astres“ (Die Ewigkeit durch die Sterne), welches fragmentarisch in der „Revue Scientifique“ (Wissenschaftliche Revue) und dann während seines Prozesses (Februar 1872) in Buchform erschien.

Das Kriegsgericht, vor das er wegen des Handstreichs vom 21. Oktober 1870 gestellt wurde, beging ein dreifaches Justizverbrechen, indem es ihn zu lebenslänglicher Verbannung in einem befestigten Orte und zum Verlust der Bürgerrechte verurtheilte. Denn erstens hatte es, nach dem Fall der Kommune eingesetzt, kein Recht über die Vorgänge vor dem 18. März 1871 zu erkennen, zweitens hatte Trochu's Regierung den Aufständischen des 31. Oktober Strafllosigkeit zugesichert, und drittens durfte gesetzlich gegen einen über 60 Jahre alten Greis nicht auf Verbannung erkannt werden. Die bonapartistischen Militär Richter rächten eben 1872 an Blanqui die Kommune, wie 1849 an ihm der Juniaufstand gerächt worden war.

Sein Gesundheitszustand machte jedoch die Vollstreckung des Verbannungsmittels unmöglich. Er wurde im Zentralgefängniß von Clairvaux eingesperrt. Auch da, in seiner letzten Leidensstation, bethätigte er ein unersättliches Interesse für geistige Arbeit, — soweit die Krankheit ihn verschonen liess. Bei dem 70jährigen Märtyrer hatte sich ein gefährliches Herzleiden eingestellt, 1877 war es um ihn so schlimm bestellt, dass der Gefängnisdirektor bei der Regierung anfragte, ob Blanqui's Leichnam der Familie ausgeliefert werden dürfe.

Es war ihm aber doch beschieden, noch einen kurzen triumphirenden Lebensabend in der Freiheit zu verbringen. Nach dem Sieg der Republikaner über den staatsstreichenden Präsidenten Mac Mahon erwachte in den sozialistischen und demokratischen Kreisen zugleich mit der Amnestie-Bewegung zu Gunsten der Kommune kämpfer die theilnehmende Erinnerung an den Märtyrergreis.

Im April 1879 wurde der unwählbare Blanqui in Bordeaux gewählt. Die Kammer annullirte die Wahl, aber der Präsident Grévy musste dem Befehl des allgemeinen Wahlrechts gehorchen. Am 10. Juni 1879 wurde Blanqui begnadigt. In den Bürgerrechten wurde er ein Jahr später, auf Grund der allgemeinen Amnestie wiederhergestellt.

Mit der Befreiung kehrten seine Kräfte zurück. Der Greis, der fast die Hälfte seines Lebens in Kerkern verschmachtet hatte, entfaltete eine bewundernswerthe Thätigkeit, als ob er die Jahrzehnte des Schweigens, der Ohnmacht, des Lebendigbegrabenseins in wenigen Monaten wettmachen wollte. Er focht persönlich einen heissen Wahlkampf in Bordeaux und dann in Lyon aus. Er unterlag, hauptsächlich wegen seiner Unwählbarkeit, die ihm unentschiedene Stimmen abspenstig machte. Er unternahm sodann eine Agitationsreise durch die grösseren Städte, die sich zu einem Triumphzug gestaltete. Erst an der Schwelle des Grabes lächelte ihm die Popularität.

Wie 1848, wie 1870 nach der Ausrufung der Republik verwarf er nun die Konspirationsthätigkeit.

Der jungen sozialistischen Phalanx rieth er, eine energische Agitation zu führen, ohne aber sich dem Gefängniß auszusetzen, um die Kräfte nicht zu vergeuden. Er empfahl auch die Wahl von Arbeitern ins Parlament als ein Mittel zur Beschleunigung der ökonomischen Befreiung. Die nothwendige Vorbedingung derselben war, wie er in einem Schreiben an die sozialistische Organisation von Béziers ausführte, die „energischste und unwiderrufflichste Lösung der politischen Frage“, d. h. die Eroberung der politischen Macht.

Ende 1880 gründete er noch eine Zeitung, die den Titel „Ni Dieu, ni Maître“ (Weder Gott noch Herr) führte. Neben im Gefängniß Niedergeschriebenem veröffentlichte er darin häufig auch neue Arbeiten, namentlich eine Artikelreihe über die Umwandlung der stehenden Armeen in eine Volksmiliz. Zugleich betrieb er eine energische Versammlungs-Agitation in Paris.

Aber seine Tage waren bereits gezählt. Am 28. Dezember 1880 kehrte er um 2 Uhr nach Mitternacht aus einer Versammlung zurück. Er wechselte mit seinem Freunde Granger, mit dem er zusammen wohnte, einige Worte über die eben abgehaltene Versammlung und fiel, vom Schlage getroffen, zu Boden. Am 1. Januar hatte er ausgerungen.

Das arbeitende Volk von Paris ehrte den grossen Todten durch eine grossartige Bestattungsfeier. 100 000 Menschen gaben das letzte Geleit dem Manne, der sein Leben, seine Freiheit der Sache des Proletariats geopfert hatte.

Geffroy fasst Blanqui's Bedeutung in die Worte zusammen: „Nein, dieses übermenschliche Leben, voll willig übernommenen Schmerzes, voll hartnäckiger Aufopferung, kann nicht verloren gehen . . . Es ist ein ewig bleibendes Beispiel. In derselben Persönlichkeit haben zwei gleich starke Gefühle zusammengewohnt: die Entsagung und die Empörung. Er entsagte für sich, empörte sich für alle. Die Entsagung hebt ihn auf die Höhe der stolzesten Naturen. Der Empörungsgeist des alten Blanqui, gesund wie das Meersalz, wird die Geschichte durchdringen. Er hat das Glück verschmäht, er wollte keine Belohnung, so lange er lebte. Er ist noch grösser als die Märtyrer und Heiligen der Religion, welche Leiden und Tod auf sich nahmen nur mit der Sicherheit eines jenseitigen Lebens, einer Belohnung im Paradies. Er aber, Blanqui, verlangt weder Trost noch Lohn. Stolz acceptirt er das Schicksal ohne Hoffnung auf Belohnung. Das ist der neue Heros, im Einklang mit dem Ideal des Jahrhunderts, im Einklang mit der Menschheit“ — ich füge hinzu: im Einklang mit der um ihre Befreiung ringenden proletarischen Menschheit.

In der That, der eigenartige Platz, den Blanqui unter den Vorkämpfern des Proletariats einnimmt, wird vor allem durch sein Märtyrerleben bestimmt. Die einen waren Denker des Proletariats, Begründer sozialistischer Lehren, welche mehr oder minder längeren Etappen des proletarischen Befreiungskampfes ihr Gepräge aufgedrückt oder theoretische Waffen von bleibender Dauer für diesen Kampf geliefert haben; die anderen Propagandisten und Organisatoren, Lehrmeister und Führer im praktischen Kampfe. Blanqui war der Märtyrer des Proletariats: das ist vor allem sein unsterblicher Ruhmestitel. Die Verfolgungen, Leiden und Entbehrungen, die fast alle anderen Vorkämpfer zu erdulden hatten, verhalten sich zu denen Blanqui's wie etwa eine leichte Erkältung zu einer lebenslänglichen Lähmung. Durch sein tragisches Lebensschicksal erscheint Blanqui als die Verkörperung des Proletariats. Aus Furcht vor seinen reichen Geistesgaben, vor seiner unverwüsthlichen Thatkraft suchte ihn die Bourgeoisie systematisch zu tödten. Dass ihr dies nicht gelungen ist, dass Blanqui's Spannkraft den Martern einer fast vierzigjährigen Gefangenschaft hat Trotz bieten können, dass er keinen Augenblick des Zweifels an sich und an der von ihm vertretenen Sache gekannt, dass sein stählerner Wille über die brutale Verfolgungswuth triumphirt hat, das macht Blanqui's Leben zu einem Sinnbild des proletarischen Kampfes.

Rundschau.

WISSENSCHAFT.

Statistik und Enquête. In der Statistik steht man schon seit einigen Jahren vor einer fast vollständigen Stagnation. Den Grund hierfür bietet die leider notwendige aber unheilvolle Verquickung der Statistik mit der Verwaltung. Es giebt keine private Statistik und keine privaten Statistiker und es kann auch keine solchen geben, sondern es giebt nur eine amtliche Statistik und amtliche Statistiker. Die Chefs der grossen

statistischen Bureaus sollen zugleich Gelehrte und Verwaltungsbeamte sein und man kann deshalb nicht erstaunen, dass bei dieser Zwangsehe entweder die schwächere Wissenschaft den Kürzeren zieht oder der betreffende Leiter, wenn er die Wissenschaft in den Vordergrund stellt, wie weiland Ernst Engel in Sachsen und Preussen unsanft aus seiner Stellung verdrängt wird. Ist dieser Uebelstand allen Ländern gemeinsam, so kommt bei uns noch die Buntscheckigkeit unserer Verwaltung hinzu, die für die Statistik das

reine Gift ist. Im Deutschen Reiche haben wir ein statistisches Reichsamt, sodann 14 Bureaus der Einzelstaaten und 20 der Städte, die alle vielfach statt zusammen gegen einander arbeiten. Aber ausserdem wird in den verschiedensten Verwaltungen noch wesentliches statistisches Material gesammelt, so im Eisenbahnministerium, im Ministerium des Innern etc. So werden scheinbar, d. h. für den beschränkten Unterthanen-Verstand, ganz zusammengehörige Gegenstände durch die Ressorts auseinander gerissen, einem Prinzip zu Liebe, das alles Historische konservirt, wenn es auch noch so veraltet ist. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wird im Ministerium des Innern eine sehr brauchbare Strafanstaltsstatistik geführt, die nicht nur die Bevölkerungs- und kriminalstatistischen Daten enthält, sondern auch sehr wichtiges Material über die Gefangenarbeit, das für die schwebenden Fragen der Konkurrenz der Gefangenarbeit mit der freien Arbeit, der Einbeziehung ersterer in die Unfallversicherung etc. höchst werthvoll sein würde, wenn — wenn es vollständig wäre. Allein nur ein Theil der Zuchthäuser und Gefängnisse gehört zum Ressort das Ministerium des Innern, ein anderer zum Justizministerium, das über diesen Theil überhaupt nichts publizirt und so ist diese mühevoll und gediegene Arbeit unvollständig und deshalb nahezu werthlos. Wie bei uns der Schwerpunkt der Verwaltung in den Einzelstaaten liegt, so demgemäss auch der Schwerpunkt der Statistik. Dem statistischen Amt des Reiches sind nur wenig Gegenstände von Wichtigkeit zugetheilt, darunter die Statistik des auswärtigen Handels, die Kriminalstatistik etc. Aber auch bei diesen wenigen sind Rückschritte an der Tagesordnung. So wurde vor einigen Jahren in der Statistik des auswärtigen Handels die wichtige Unterscheidung des Theils der Zollgrenze, über die das Gut eingeführt wird, aufgegeben, angeblich als unwichtig. Wir entnehmen jetzt aus der Statistik nur, dass eine Waare z. B. aus Russland kommt, ob sie aber z. B. aus den südrussischen Häfen über Hamburg oder aus den russischen Ostseehäfen über Stettin und Danzig eingeführt oder zu Lande über Sosnowice aus dem polnischen Industriebezirk, über Alexandrowo, aus dem Innern Russlands, über Eydtkuhnen aus den Ostsee-Provinzen, das erfährt man jetzt nicht mehr, weil es „ohne Interesse“ ist. Aber auch anderwärts wird gesündigt. Bekanntlich kostet eine Volkszählung viel Mühe und Geld, man sollte deshalb auch bei einer solchen das statistische Material bis auf den letzten Tropfen auspressen und nun betrachte man sich ein-

mal z. B. die Fragen der preussischen Volkszählungskarte von 1895. Da haben wir, abgesehen von den Fragen, die nur an ganz geringe Minderheiten gerichtet sind (Arbeitslosigkeit, Gebrechen) und von der ganz unwichtigen und unstatistischen Landsturmfrage erstens die Fragen nach Alter, Geschlecht und Familienstand, die das ABC der Statistik bilden, sodann die Fragen nach Religion und Staatsangehörigkeit, die wir gern entbehren, zumal sie doch unrichtig beantwortet werden. Dann kommt die Frage nach dem Beruf, die zwar bei den Volkszählungen, regelmässig erhoben, aber allgemein seit längerer Zeit niemals ausgezählt wird. Hiergegen kann nicht scharf genug Protest eingelegt werden. Was erhoben wird, muss ausgezählt werden, sonst soll man lieber die Bevölkerung damit nicht bemühen. Freilich diesmal kann darauf hingewiesen werden, dass die Berufsangabe für die Arbeitslosen gebraucht wurde. Es muss aber verkehrt erscheinen, die Arbeitslosen nach Beruf auszuzählen, wenn man nicht zum Vergleiche die Zahl der in den einzelnen Berufsklassen Beschäftigten besitzt. Man sieht, die Ausbeute der Volkszählung ist ungemein gering, besonders vermissen wir gegen früher die Frage nach dem Geburtsort, durch welche es uns wenigstens annähernd möglich gemacht wird, den Resultaten der grossen Binnenwanderungen, unter deren Einfluss ganz Deutschland vollständig umgewälzt wird, nachzuspüren. Hervorzuheben ist, dass einzelne Staaten den Geburtsort erhoben haben. es soll diese Gegenüberstellung kein Vorwurf gegen die leitenden Statistiker des preussischen Bureaus sein, man geht wohl auch hier nicht fehl, diese engherzige Ausnutzung der Volkszählung auf das Konto der allgemeinen preussischen Verwaltung zu schreiben.

Je mehr die Statistik und damit naturgemäss auch das Interesse für Statistik zurückgeht, desto mehr blüht der Weizen für die Enquête. Solcher haben wir in den letzten Jahren mehr als genügende gehabt. Freilich ist auch die Enquête viel bequemer. Bei der Statistik ist es ein langer und mühevoller Weg von dem Entwurf der Zählkarte bis zur fertigen Tabelle, zur Enquête gehört nur ein möglichst grüner Tisch. Um denselben gruppieren sich eine Anzahl von Personen, und das Fragen kann vor sich gehen. So haben wir jetzt sogar eine sogenannte Kommission für Arbeiterstatistik, bei der wir aber bis jetzt keinerlei Statistik gesehen und die man also besser Arbeiter-enquête-Kommission nennen würde. Und doch wäre es auch bei den Verhandlungen der

Kommission über die Verhältnisse der Konfektionsindustrie nicht schwer gewesen, wirkliches statistisches Material zu schaffen. Man hätte bei den Arbeitgebern und Zwischenmeistern mit leichter Mühe Erhebungen über die gezahlten Löhne, bei den Arbeitern Ermittlungen über die Arbeitszeit anstellen können, war doch gerade kurz vorher die Volkszählung erfolgt, an die man unmittelbar hätte anschliessen können und die zur Gewinnung der Adressen unschätzbare gewesen wäre. Alle'n eine Enquête ist bequemer, da hat man es nicht mehr mit den vielen Tausenden von Arbeitgebern und Arbeitern zu thun, sondern nur mit einigen, wie der geschmackvolle Ausdruck lautet, „Auskunfts-personen“. Wie dieselben auserwählt werden, darum kümmern sich die Herren Mitglieder nicht, in Preussen thut dies wohl selbstverständlich die Polizei und es ist mehrfach bei den letzten Verhandlungen vorgekommen, dass Personen vorgeladen waren, die gar nicht zu der in Frage stehenden Branche gehörten. Man glaubt also durch solche Enquêtes Wunder was für einen Einblick in die sozialen Verhältnisse gewonnen zu haben, aber diese Selbsttäuschung ist viel gefährlicher, als wenn man gar nichts thäte. Die Alten erzählen uns eine sehr lehrreiche Anekdote: Als Euklid seine berühmten Elemente vollendet, fragte König Ptolomäus, ob es denn nicht einen andern bequemeren Weg der Einführung in die Mathematik gäbe. Die Antwort des griechischen Mathematikers lautete: „Es giebt hier keinen besseren Weg für Könige.“ Solche bequemern Wege existiren auch bei der schwierigen Frage der Erkenntniss unserer sozialen Zustände nicht, auch hier giebt es nur einen Weg durch die trockene Welt der Zahlen, die Statistik.

L. B.

KUNST.

Plakate. Das Berliner Kunstgewerbemuseum veranstaltete in den letzten Monaten eine Ausstellung von künstlerischen Plakaten, die einen guten Ueberblick über die Leistungen auf diesem Gebiet gewährte. Seitdem man in Deutschland erkannt hat, dass uns das Ausland auch hier wieder meilenweit voraus ist, dass es eine ganz neue Kunst entwickelt hat, herrscht ein lebhaftes Interesse für Plakate, das sich in zahlreichen Ausstellungen und Aufsätzen von Kunstzeitschriften äussert.

Den Franzosen gebührt wieder der Ruhm, den neuen Stil herausgebildet zu haben. Die Entstehung des modernen Plakats fällt bei ihnen schon in die dreissiger Jahre, veranlasst durch die allgemeyner wer-

dende Verwendung der Lithographie für die Buchillustration. Daher sind die Plakate zunächst auch weiter nichts als grössere Illustrationen des Inhalts der Bücher, über oder unter denen der Titel in den gewöhnlichen Lettern steht. Ihr Stil ist rein zeichnerisch. Sehr bald wird aber eine Verbindung zwischen Titel und Bild gesucht. Seit dem Ende der vierziger Jahre beginnen auch die Versuche mit Farbendruckern.

Das Verdienst aller früheren Künstler verschwindet hinter dem, was Jules Chéret für das Plakat geleistet hat. Er bildete den Stil in Farbe und Zeichnung dem dekorativen Zweck entsprechend aus. Sieht man sein Werk — er hat fast 1000 Plakate gezeichnet — durch, so bemerkt man, wie seine Entwicklung ganz konsequent ihrem Ziele zustrebt. Noch die Plakate aus dem Anfang der achtziger Jahre sind in ihrem dekorativen Theil eigentlich Illustrationen; auf einen rechteckig begrenzten Grund, meist in mattblau und rosa, sind die flüchtig gezeichneten Figuren ohne grosse Komposition, mit einzelnen vertzettelten Farben vertheilt. Nur die Schrift ist vollendet; sie hebt sich, kräftig und klar gezeichnet, weithin lesbar von dem Grunde ab und ordnet sich in ihrem Linienzug gefällig in die Fläche ein. Der Text wird dabei immer kürzer, präziser. — Allmählich löst sich aber in der Komposition eine Figur heraus und rückt in die Mitte, ganz nach modellirt und mit stärker gezeichneten, graziös geschwungenen Linien, rein dekorativ behandelt. Ebenso bekommt die Farbengebung ein festeres Gefüge, indem die Mittelfigur die Trägerin des meist knallgelben Haupttones wird gegen den sich dann die tiefen Hintergrundsteine, etwa ein kräftiges Blau und Roth, in scharfem Kontrast abheben. Alles Nebenwerk schwindet mehr und mehr.

Damit sind die Prinzipien des Plakatstils unschrieben, wie sie sich aus ihrer Technik und ihrem Zweck ergeben. Beides drängt auf Vereinfachung, Vergrösserung, Stilisirung. Die Menschen hasten an den Anschlagssäulen vorüber; das Plakat muss also auffallen, den Blick unwillkürlich auf sich ziehen, soll es seinen Zweck nicht verfehlen. Weithin leuchtende Farben, an Stelle der langen Sätze ein prägnantes Wort, das sind also die ersten Erfordernisse. Detailzeichnung ist schon aus diesem Grunde übel angebracht. Grosse Farbenflächen und grosse Linien, klare Zeichnung wird ebenso durch die Technik erfordert. Da für jede Farbe beim Druck eine Steinplatte nöthig ist, kommt es darauf an, mit möglichst wenigen Farben und grossen

Flächen durchzukommen. So arbeitet Chéret meist nur mit 5 Platten. Und soll das Plakat zum Kunstwerk werden, dann muss die Komposition künstlerisch abgerundet sein. Die Figuren werden sich in einem künstlerischen Plakat in den Raum hineinfügen, der Linienfluss wird leicht und mühelos sein, die Schrift einen Theil des künstlerischen Schmuckes ausmachen. — Noch eins wird man von dem modernen Plakat fordern dürfen: dass es modern sei! Dass es seine Vorbilder nicht einfach von irgend einer Vergangenheit, und wäre es die künstlerisch reifste gewesen, herübernehme! Woher der Künstler dann seine Anregungen herimmelt, welche Motive er wählt, das bleibt ihm überlassen. Nur ein rein formales Prinzip liesse sich aufstellen: Der Ausdruck des Inhalts muss diesem angepasst sein.

So eminent und so unbestritten Chérets Verdienst immer bleiben wird, es ist doch nicht zu übersehen, dass seinem Können enge Grenzen gezogen sind. Im Inhalt ist er sich stets gleich geblieben. Die Demi-mondaine ist die unbedingte Herrscherin im Reiche seiner Kunst. Theater, Cirkus, Ballhaus, Tingeltangel sind die Schauplätze. Elektrisches Licht scheint seinem Auge allein Offenbarungen einzugeben. Ein ungeheuer turbulentes Leben steckt in der Zeichnung, aber die tolle Geberde wiederholt sich zu oft, sie ist ganz zur Grimasse geworden. Selten kommt er zu uns vollwerthig erscheinenden Leistungen; seine Farbe ist oft genug brutal im Einzelnen, in ihrer Gesamtwirkung zu fleckig, ohne grossen, durchgehenden Zug, nicht harmonierend. Gerade durch die feinere Kultur des Geschmackes, durch ihr Gefühl für Farbe und Komposition, durch eine raffiniert einfache und sichere Technik, haben ihn seine Nachfolger weit überholt. —

Edouard Grasset ist ein etwas schwerfälliger Herr. Jeder Strich ist mit Nachdruck, aber auch mit unendlicher Feinheit gezeichnet. Etwas zu viel Detail lässt oft keine rechte Wirkung aufkommen. Ein junges Weib in sinnender Haltung ist das Hauptthema, mag er nun „die beste Tinte“ anpreisen oder zum Besuch einer Kunstausstellung einladen. Würdiges Pathos, melancholischer Ernst liegt über seinen Werken. —

Ausserordentlich reich an witzigen Einfällen, dabei aber ungleich in seinen Leistungen ist Lautrec-Toulouse. Häufig bringt er Szenen mit landschaftlichem Hintergrund, z. B. eine Dame lesend auf dem

Verdeck eines Schiffes, oder Strassen- und Theater-Szenen, mit hastigen, nervösen, dabei verblüffend sicheren Strichen über den Stein hinfahrend. Bisweilen verflüchtigt sich diese Art auch zu völlig für die Wirkung verlorenen, unklaren Zeichnungen. Und dann malt er wieder in dem Plakat „Aristide Bruaut dans son cabaret“ seinen Mann breit und wuchtig; mit ein paar hellen Farben ist das breite Schwarz des Mantels lebensvoll unterbrochen und eine mächtige Wirkung erzielt.

Direkt den Einfluss, den die moderne Landschaftsmalerei auch auf die Farbengebung des Plakats hat, zeigen die Plakate von Réalier-Dumas. Am meisten die Anpreisung eines Werkes über Napoleon. Mit ganz wenigen breitflächigen Haupttönen ist eine grosse Natur gegeben. Der Feldherr steht auf einem Hügel. Mit machtvoller Silhouette wächst seine Gestalt in den abendlichen Himmel hinein, von dessen lichtigem Glanze umflossen. Hinter ihm dehnt sich weithin die Ebene, über die sich die ersten Schatten ziehen. — Die anderen Plakate zeigen moderne Damen, in einfachsten Konturen von entzückendem Wohltaut gezeichnet. Kokette Grazie liegt in der Bewegung; die gedämpften Farben sind von einschmeichelndem Reiz, immer in zwei klaren Gegensätzen fein harmonisch gestimmt.

Auch in England werden Reklameplakate in grösster Anzahl produziert. Walter Crane war einer der ersten, der hierfür künstlerische Entwürfe zeichnete. Die modernen Plakatzeichner sind aber andere Wege gegangen als der dem Klassizismus zuneigende Crane. Sie haben sich die Anregungen der Franzosen zu Nutze gemacht und weiter entwickelt, ja sie haben es in der Herausbildung des Plakatstils am weitesten gebracht, wenn man dessen eigentlichen Zweck, die Wirkung auch auf die Entfernung in Rücksicht zieht. Packenderes, als sie entwerfen, kann es nicht gut geben.

Dudley Hardey war der erste, der entscheidende Anregungen von Chéret erfahrend und dessen Stil ins Englische übersetzt hat.

In der Wirkung das Bedeutendste der ganzen Ausstellung war ein Plakat „The Pall Mall Budget“ von Greiffenhagen. Drei grosse Farbenflächen: ein schwarzer Grund, darin breit hingestrichen eine nachlässig sich zurücklehnende lesende Dame in rothem Kleide mit rothem Schirm, und über das Ganze zur Belebung vertheilt drei

gelbe Flächen in drei Nüancen, die mit grossem Raffinement nach der Grösse abgewogen waren. So weit man das Plakat überhaupt sah, winkten deutlich erkennbar das Bild und die wenigen Worte herüber, die zur Grundfarbe kontrastierend mit kräftigen Strichen hingesetzt waren.

Fast von derselben Wucht waren die Plakate der Brothers Beggarstarff. Bei diesen ist sogar Grund und Figur in derselben Farbe, knallgelb in dem einen, feurigroth in dem anderen Falle. Ein paar dicke schwarze Striche geben nur die Konturen der Schattenseiten. Obgleich also die Umrisslinie nicht geschlossen ist, machen die Figuren doch einen völlig fertigen Eindruck. In kräftiger Haltung steht auf dem rothen Plakat ein Mann, die Lanze in der Hand, auf dem gelben, vom Winde scharf umwoht, frierend ein armes Mädchen mit einem Brodkorbe.

Die amerikanische Abtheilung enthielt nur Buchplakate in kleinerem Format. Nach diesen schien es aber, als seien die Amerikaner am weitesten in der Entwicklung künstlerischer Feinheit vorgeschritten. Das Gesamtniveau steht bei ihnen am höchsten. Freiheit von jeder fesselnden Tradition lässt sie die modernen Probleme am unmittelbarsten anpacken. Jeder Aufgabe treten sie voraussetzungslos gegenüber und finden daher mit sicherem Blick ihre einfachste, für uns natürlichste Lösung. Ein ungemainer Reichthum in der Erfindung zeichnet auch die vorliegenden Blätter aus.

Da findet Bradley für „The Chap Book“ die allerverschiedensten Titelbilder. In allen geht feinste lineare Komposition mit erwähltem Farbengeschmack und sicherem Gefühl für Wirkung zusammen. Das beste ist wohl ein Plakat in blau: Eine Dame, die unter Bäumen hingeht. Sehr fein ist weiter ein Blatt in schwarz und weiss. Ein Jüngling und eine Jungfrau lesen zusammen in einem Buche. Um sie rankt dichtes Gestrüpp in reizvollen Verschlingungen. Im Hintergrund ein dunkler Tannenwald. Poesischer Zauber liegt über der Natur.

Eine Abendlandschaft, so lebendig in der Stimmung, als wäre sie gemalt, giebt Dow als Plakat für „The Modern Art.“

Carqueville zieht aus einer Strandlandschaft die Anregung zu einem kräftigen, klaren Farbenakkord in blau, gelb, weiss und roth.

Noch weiter in der Stilisirung geht Woodbury. Aus einer grüngelben Fläche, einem golddurchsetzten Braun und dem

hellen Grund setzt er mit wenigen einfachen Linien eine Parklandschaft zusammen, unter deren Bäumen eine Dame mit ihrem Kind lustwandelt. Oder er giebt eine Nachtszene unter Bäumen. Grosse gelbe Lampions leuchten durch die Dunkelheit. Aus dem tiefschwarzen Grunde wachsen Silhouetten von Männern und Frauen empor, die den am Himmel aufsteigenden Raketen zuschauen. Ein fabelhaft sicherer Sinn für das Charakteristische der Erscheinungen spricht aus diesen Blättern. Nur so ist es möglich, dass durch ein paar Linien und Farben die Illusion einer stimmungsvollen Scene erweckt wird. Dass dabei die dekorative Wirkung im Vordergrund steht, ist bei einem Amerikaner selbstverständlich.

Am weitesten in dieser Richtung kommt Lincoln mit einem Plakat für eine Erzählung von Clark Russel: „The Phantom Death.“ Aus einem tiefen blauen Ton und einigen breiten, gelben Strichen ist dem Thema entsprechend eine Meeresstimmung von geradezu gespenstischer Wirkung erzielt. Am Horizont sinkt in breitem Streifen die Abendröthe ins Meer. Schweres Gewölk zieht sich herab. Eine frische Brise wühlt das Meer auf und lässt die Wogenkämme in goldenem Scheine erglänzen. Still zieht mit gebauschten Segeln, die von der Abendröthe purpurn übergossen sind, ein dunkles Schiff vorüber.

Die Belgier entwickeln sich sehr frisch, aber stark unter französischem Einfluss. Und nur in Henri Meuniers Plakat scheint bisher eine volle Wirkung erreicht. Es stellt eine Landschaft mit aufgehender Sonne in kräftigen, aber klaren und zusammengehaltenen Farben dar.

Die Niederlage der deutschen dekorativen Kunst war wieder einmal gründlich. Kleinliche Pedanterie ist bei den Aelteren, unreifes, unsicheres Tasten und Versuchen bei den Jüngeren, mit ganz wenigen Ausnahmen.

Die ältere deutsche Plakatkunst steht unter dem Zeichen E. Doeplers „des Jüngeren.“ Sie ist durchaus handwerklich. Von dem freien, kühnen Geiste moderner Kunst hat sie noch keinen Hauch verspirt. Nach dem Zweck wird nicht gefragt. Da wird mit ungläublicher Mühseligkeit Strichelchen auf Strichelchen, Fleckchen neben Fleckchen gesetzt, eine ungeheure Arbeitsmasse auf Dinge verwendet, die der Engländer in souveränem Verfügen über die Technik mit ein paar Pinselstrichen hinsetzt. Dabei kann natürlich manches ganz hübsche

Detail mit unterlaufen. Tritt man aber nur wenige Schritte zurück, dann hat man einen wirren Haufen von Linien und Färblein. Kein durchgehender grosser Zug, keine originelle Idee blitzt auf. Dazu wird mit dem überlieferten Formenschatz weiter gearbeitet. Es ist eine feige Kunst.

Und die Jungen? Nun es ist wenigstens einer da, der viel, ja sogar sehr viel kann: Thomas Theodor Heine.

Seine beiden Simplificissimus-Plakate hat jeder schon gesehen: den lesenden Teufel und den knurrenden Hund. Feiner in Komposition und Farbe ist das erste, wirkungsvoller das zweite. Auch die anderen Plakate Heines zeigen diese Sicherheit, und vor allem eine meist überraschende Anpassung an die Aufgabe. Er hat originelle Einfälle und führt sie meist in lustigster Weise durch.

Franz Stuck hat als dekorativer Zeichner seinen fest bedründeten Ruhm. Seine Plakate zeigen sein Können, indessen würde man sie oft wuchtiger, wirkungsvoller durchgeführt wünschen.

Unter den übrigen Plakaten befand sich keins mehr, das den Leistungen des Auslands gewachsen gewesen wäre. Wohl aber zeigten einzelne, dass wenigstens die Aufgaben klar erkannt sind. Und so ist vielleicht zu hoffen, dass wir in Deutschland auch einmal nachkommen werden.

In das monotone Grau der Berliner Strassen bringt die Litfasssäule eine erfrischende Abwechslung. Ein feiner Dunst lagert über der Strasse und lässt alle Farben in Graublau versinken. In diese trübe Melancholie schmettert der bunte Farbenleck mit seinen grellen, weissen, grünen, rothen, blauen Tönen ein lustiges Lied. Darnach können wir uns eine kleine Vorstellung machen von dem reizvollen Bild, das die Strasse in Paris bei den vielen farbenfreudigen und künstlerischen Plakaten, durch die jede freie Stelle beschlagnahmt ist, geben muss. Bis jetzt haben wir nur an den Giebelwänden die Reklamen in riesigen Lettern und die unglaublichen Bilder und damit die freilich sehr unschönen Anfänge einer Verdrängung des Grau, das den Grundton unserer Strassenbilder abgibt. An den Litfasssäulen herrscht noch die ehrwürdige Druckschrift. Und das Durchschnittsplakat mit seinem süsslichen Buntdruck wird jedem Feinempfinden schon das lebhafteste Missbehagen bereitet haben. Alles dies zu reformiren, den Geschmacklosigkeiten im Grossen und Kleinen ein Ende zu machen, Farbe und Freude in künstlerischer Gestalt über die modernen Strassen auszubreiten, so das Auge

der Vielen wieder an schöne Farben und Linien gewöhnen, das ist eine Aufgabe von solcher Bedeutung, dass die besten Kräfte dafür einzusetzen eine würdige Aufgabe der Künstler wäre. Und die Erkenntniss scheint sich auch unter den Jüngeren Bahn zu brechen. Das Plakatwesen könnte so eine grosse Mission haben. O. K.

B U E C H E R.

Dr. Ernst Gystrow: Raoul Pictets Theorie vom Leben. Berlin 1896, Kritik-Verlag. (Fragen des öffentlichen Lebens, Heft 2.)

Herr Raoul Pictet, der durch seine Untersuchungen auf dem Gebiete der tiefen Temperaturen seit langem wohlbekannte Physiker und Chemiker, sah sich unlängst veranlasst, aus dem gewohnten Felde des reinen Experimentes herauszutreten und auf Grund von Versuchen, welche er neben dem Einfluss tiefer Temperaturen auf niedere Organismen angestellt hatte, die Wissenschaft mit einer neuen „Theorie des Lebens“ zu beschenken. Ob Herr Pictet mit dieser „Theorie“ einen wissenschaftlichen Fortschritt erzielt hat, das ist eine Frage, die meiner Ansicht nach, in Uebereinstimmung mit der des Verfassers, verneint werden muss. Seine Theorie läuft im wesentlichen darauf hinaus, an die Stelle der modernen Anschauung, dass das „Leben“ das Resultat des Zusammenwirkens verschiedenartigster physikalischer und chemischer Vorgänge sei, wieder die ältere Vorstellung einer besonderen „Lebenskraft“, welche eine Energieform für sich darstellen und zu ihrer Bethätigung einer „präexistirenden Organisation“ bedürfen soll, zu setzen. Muss ein moderner Naturwissenschaftler einer solchen Theorie schon von vornherein skeptisch gegenüber treten, so wird ihm ihre Unhaltbarkeit im Verlaufe ihrer Durchsicht vollends zu Gemüthe geführt. Man erkennt, dass sie aus experimentalen Unzulänglichkeiten einerseits, aus logischen Fehlern andererseits konstruirt ist.

Das vorliegende Schriftchen stellt sich die Aufgabe, die Pictetsche Theorie in dem angegebenen Sinne kritisch zu analysiren. Kurz und präzis entwickelt der Verfasser ihre logische Fehlerhaftigkeit. Da die Arbeit in allgemein verständlicher Weise abgefasst ist, so ist dadurch auch die ihr zu wünschende Verbreitung ausserhalb der Fachkreise ermöglicht. —z. —n.

Hofgängerleben in Mecklenburg. Von einem Berliner Arbeitlosen. Mit einem Vorwort von August Bebel. Berlin, Verlag des „Vorwärts“. (38 S.).

Nachdem das Streben, eine Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie zu den praktischen Aufgaben der Agrarpolitik herbeizuführen, einstweilen an der Kleinbauernfrage gescheitert ist, wäre es um so notwendiger, den Theil der Agrarfrage, über den im Wesentlichen Einigkeit in der Partei herrscht, kräftig in Angriff zu nehmen: die Landarbeiterpolitik. An Material dazu fehlt es schon längst nicht mehr. Eine zusammenhängende Darstellung der Zustände von der Seite der Landarbeiter selbst wird zum ersten Mal in der vorliegenden Schrift geboten, bezeichnender Weise nicht von einem Tagelöhner, sondern von einem der alleruntersten Stufe, einem Hofgänger (der als Gehilfe eines Tagelöhners bei diesem in Arbeit und Lohn steht). Nach einer in ihrer Schlichtheit erschütternden Schilderung des Arbeitslosen-Elends in der Weltstadt, wie der polizeilich-gerichtlichen „Fürsorge“ für diese Armeisten der Armen, erzählt der Verfasser, wie er als Berliner Arbeitsloser nach Mecklenburg als Hofgänger geschickt wurde, und was er in dem darauffolgenden Jahre mit seinen Leidensgefährten dort erlebt hat. Besonders merkwürdig ist dabei der scharfe Klassengegensatz, der zwischen den einheimischen und auf gutsherrlichem Grunde angesessenen Tagelöhnern und den meist aus den Städten eingelieferten Hofgängern (den sogenannten „Berlinern“) fort und fort zur Geltung kommt. Das entsetzlich öde geisttödtende Einerlei eines derartigen Landlebens, wie die politische Rechtlosigkeit und geistige Stumpfheit der Tagelöhner, werden schlicht, aber um so eindringlicher beleuchtet. Deutlich tritt hervor, wie auch die Landarbeit technische Voraussetzungen hat, die der städtische Arbeiter sich nur mühsam erwirbt, und wie die ganze Machtstellung unserer Edelsten auf der verfluchten Bedürfnisslosigkeit und kindischen Unreife „ihrer Leute“ beruht. Und dabei sind die Mecklenburger Landarbeiter die bestgestellten in ganz Ostelbien und gegen die Kulis der polnischen Bezirke noch wahre Herren.

Das Vorwort fasst die soziale und politische Bedeutung jener Zustände kurz zusammen. Ein Anhang giebt in einem Tagelöhner-Kontrakt werthvolles Material. Alles in allem: ein Lichtstrahl auf ein sehr trübes Gebiet.

S. K.

David Pinski: Ein Verlorener. (Ausgabe „Zeitgeist“). Warschau 1897, Halter & Eisenstadt.

Eine ganze „Jargon“-Litteratur ist in den letzten Jahren entstanden; es giebt jetzt eine

Unzahl Bücher, Zeitschriften und Broschüren, die in jüdischem Idiom und in hebräischen Lettern die Resultate moderner Wissenschaft zu popularisiren oder eine volkstümliche schöne Litteratur zu schaffen versuchen: den meisten „Europäern“ sind sie unbekannt, aber sie haben ein eigenes grosses Publikum: in Russisch-Polen, in den Metropolen der Vereinigten Staaten. Eine jüdisch-nationale Bewegung brachte dieser Gattung Litteratur heusserte Pflege und Förderung. Doch willkürlich hätte ein Häußein „Zionisten“ nichts zu schaffen vermocht. Aber da gab es eine Menge Menschen, die unter dem doppelten Druck der Ausbeutung und des Fremdrassenthums litten und nichts ihr eigen nannten, als ihre Religion und ihre Sprache. Letztere war zwar ein seltsames Gemisch der verschiedensten Elemente, aber sie verstanden nur diese; die anderen waren ihnen fremd. Und wollte man sie aufrütteln, zum Bewusstsein ihrer selbst bringen, so musste man ihre eigene Sprache sprechen. Und das haben diese jungen Schriftsteller gethan, die so in das Volk gingen, um ihm die Ideen einer anderen Welt, einer grösseren und besseren Zukunft zu bringen.

David Pinski gehört zu den jüngsten dieser Schriftsteller. Und doch sind seine Schriften in Polen bereits populär. Das ist nicht verwunderlich; denn Pinski versteht es, den echten Volkston anzuschlagen, nicht in aufdringlicher Liebedienerei, sondern durch wahres Mitfühlen. Drei Erzählungen von ihm liegen mir vor. Tendenz-Dichtung könnte man sie nennen; sie tragen die äusserlichen Charakteristica einer solchen. Sie demonstrieren die Abhängigkeit, das Eintags-Dasein der Armen in der kapitalistischen Welt: eine Existenz, die zu Grunde geht, weil eine Produktionsform absterben muss: der Kleinbetrieb; ein Leben das plötzlich endet, weil der Kapitalismus lieber Menschen hinopfert, als die überflüssigen Kosten für den Schutz gegen Betriebsunfälle tragen will.

Und trotzdem sind die Skizzen nicht Produkte unkünstlerischer Doktrinen. Ganz frei von Absicht sind sie freilich nicht; aber sie ist kaum zu spüren. Man fühlt es: das alles ist echt und wahr, da ist nichts Ersonnenes und Erklügeltes, da hat der Autor sich nur entlasten wollen von dem, was in ihm lebte, was ihn bedrückte und was er hinausschreiben musste in die Welt.

Zumal die letzte der drei Erzählungen: „Und als sie wieder zu sich kam...“ ist solch ein Erzeugniss des tiefsten Mitleidens. Zwar liegen da noch gar zu un aufgelöst die Elemente bei einander; gar zu krass sind die Uebergänge. Durch alles aber

dringt das wahre eigene Fühlen des Individuums, das nicht Sonderliches für sich prädatirt, nur eins ist mit der Allgemeinheit.

Nicht alles ist gleich gelungen. Die Kleinmalerei des Kleinidylls bei plumpem, tippischem Wesen von hellem, frühlinghaftem Reiz; nicht ganz gleichwerthig ist die grosse Tragik der Vernichtung; doch auch hier sind Einzelzüge, so beiläufige Momente, von zarter, erdrückend einfacher Stimmung.

Es wäre vielleicht gut, ein paar dieser Skizzen ins Deutsche zu übertragen; wie ich höre, soll eine solche Uebersetzung für die „Neue Welt“ in Vorbereitung sein. Doch hier trifft es entschieden zu, was man gewöhnt ist, von Uebersetzungen im allgemeinen zu sagen: Mit der Sprache würde der Hauptreiz geopfert werden. Wie sensibel diese ungeschlachte, an sich so komisch wirkende Sprache sein kann, das wird einem an diesen Skizzen klar. Es bedeutet also ein Experiment, wenn man sie dieser ihrer ureigenen Hülle beraubt.

David Pinski ist noch in den Anfängen der Entwicklung. Er wird uns noch Manches sagen können, wenn seine Begabung sich als stark genug erweist, über die freiwillig gewählten Grenzen hinauszugehen.

In unserem Organ wird nicht oft Gelegenheit und Raum für diese Gattung Litteratur sein. Es ist aber vielleicht von Nutzen, wenn ich durch diese Zeilen den Einen oder Andern auf die Thatsache hingewiesen habe, dass es neben der uns bekannten und vertrauten Schaufenster-Oeffentlichkeit noch eine andere giebt, die an Fülle der Richtungen zwar mit jener nicht konkurriren kann, für sich genommen aber ein eigenes und vielleicht nicht ganz uninteressantes Leben lebt. C.

REVUEN.

Seit dem 15. November 1896 erscheint in Wien zweimal im Monat eine neue litterarische Zeitschrift, die „Wiener Rundschau“, die wegen der Reichhaltigkeit ihrer künstlerischen Beiträge grosses Interesse verdient. Sie hat sich zu der zwei Jahre älteren, überall bekannten „Zeit“ in einen gewissen Gegensatz gestellt. Nach den Mitarbeitern zu schliessen, ist es ein Organ der jungen Wiener, auf die man bei uns in dem letzten Jahre, besonders seit dem Erscheinen des Altenbergschen Buches „Wie ich es sehe“ in hohem Grade aufmerksam geworden ist. Es scheint mir dabei von symptomatischer Bedeutung zu sein, dass die Politik in der Rundschau stark zurückgedrängt — entgegen dem Programm — und nur, man möchte sagen, an-

standshalber“ hier und da gestreift ist, während sie doch in der „Zeit“ den grösseren Raum ausfüllt. Diese rein ästhetische, von der Politik immer mehr zurückweichende Tendenz scheint den jüngsten Künstlern überall gemeinsam und verdient deshalb ernste Beachtung. Die erste Nummer enthielt eine scharfe Satire auf Hermann Bahr, den Leiter der „Zeit“, von Karl Kraus. „Die demolirte Litteratur“ war ein ganz köstliches Stück geistreichen Witzes und schonungslosen Aufdeckens der bekannten und wenigstens früher von ihm selber ganz vernügt zur Schau getragenen Schwächen des „Herrn aus Linz“. Mitunter fiel der Verfasser ein wenig aus dem Stil und liess eine so heftige Gereiztheit durchblicken, dass man doch auf starke persönliche Motive schliessen musste. Ich glaube auch nicht, dass durch diese Satire Hermann Bahr viel von seinem Werthe genommen ist. Gerade seine Bemühungen um den deutschen Stil, den schweren Gang unserer Sprache zu lockern und sie zu einem ausdrucksfähigen Instrument für die Wiedergabe der feinen Regungen der modernen Seele zu machen, sichern ihm eine bleibende Bedeutung — trotz der Uebertreibungen, die Kraus köstlich persiflirt. — Die Fortsetzungen enthalten auch noch manchen geistreichen Witz und manche lustige Verspottung von solchen, die in dem jetzt „demolirten“ Wiener Litteratencafé Griensteidl in der Nähe des Tisches sassen, an dem der Herr aus Linz thronte, im ganzen vermögen sie aber weniger zu fesseln, weil nur zwei oder drei von ihnen dem Fernerstehenden zu erkennen sind. — Die veröffentlichten Kunstwerke, die wir hier nicht einzeln besprechen können, sind fast durchweg charakteristische Aeusserungen moderner Kunst, und zwar macht sich auch hier der Rückschlag gegen den jetzt so stark angefeindeten „Naturalismus“ geltend. Ein Verdienst hat sich der Herausgeber mit der Veröffentlichung einer Uebersetzung eines „kleinen Dramas für Marionetten von Maurice Maeterlinck, Alladine und Palomides“ (Heft I—V) erworben. Wichtig scheinen mir ferner: Ein Gedicht von Verlaine in meisterhafter Uebersetzung von Neumann (Heft V), aus dem Russischen Uebersetzungen von Dostojewsky, Anton Tschechow und Fjodor Sologub.

Die bekannteren Namen unter den deutschen Dichtern sind zum grossen Theil auf der Mitgliederliste; hier aber fehlt es noch an dem eigentlich Bedeutenden. — Die kritischen Aufsätze lassen viel zu wünschen übrig. Die Berliner Kunstkritik vertritt Franz Servaes mit sehr wenig bedeutenden Arbeiten. Das erste Heft bringt einen guten

Aufsatz über „Das Weib in Giorgiones Malerei“ von Emil Schaeffer. O. K.

Das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ war bei seinem ersten Erscheinen 1888 von allen Freunden ehrlicher Sozialreform und gründlicher sozialwissenschaftlicher Forschung mit grosser Genugthuung aufgenommen worden und hat in den folgenden Jahren durch eindringende Untersuchungen und freimüthige Kritik sich einen wohl begründeten Ruf als sozialpolitischer Bannträger gewonnen. Arbeiten, wie die von Menger über den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches, von Loewenfeld über Kontraktbruch und Koalitionsrecht, von Herkner und Schulze-Gävernitz über die technische Seite der sozialen Reform, von Schönkank über die Kartelle, von Sombart über Hausindustrie und über Marxismus von Grucher, Erdman über hygienische Fragen, Lamprecht über Sozialstatistik und andere mehr gehören zu den werthvollsten Erscheinungen der neuen sozialökonomischen Litteratur. Jedoch war mit dem vierteljährlichen Erscheinen der Hefte ein Mangel verbunden, der sich mit der Zeit, als die alten volkswirtschaftlichen und politischen Zeitschriften sich mehr mit Sozialpolitik zu beschäftigen begannen, und die „Soziale Praxis“ ein Central-Organ für die sozialen Fragen des Tages bildete, stärker zur Geltung brachte. Es fehlte die Aktualität. Und diese ist für ein Organ, das mit den rasch wechselnden Störungen auf der Oberfläche des Gesellschaftslebens die nöthige Fühlung behalten will, um praktisch anregend zu wirken, eine unentbehrliche Bedingung. Dieser Grund wohl vor allen hat neben der anwachsenden Fülle des Stoffes eine Aenderung der Erscheinungsform veranlasst, und so sind mit dem zehnten Jahrgang an die Stelle der alten Vierteljahrshefte Monatshefte getreten.

Im Januarheft behandelt Werner Sombart in einer gedankenreichen und anregenden Studie „Ideale der Sozialpolitik“. Er sucht den bisher schwankenden Begriff der Sozialpolitik zu klären, indem er als Sozialpolitik definiert, „diejenigen Massnahmen der Wirtschaftssysteme oder ihrer Bestandtheile zum Zwecke oder zur Folge haben“, im Gegensatz zur Personalpolitik, die einzelne Personen oder Gruppen ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftliche Zugehörigkeit zum Gegenstand hat. Er will damit die Sozialpolitik als eine „Wirtschaftspolitik erster Klasse“ hervorheben, um so den Ausgangspunkt für eine systematisch betriebene d. h. aus dem Boden der wirtschaftlichen Machtverhältnisse erwachende und auf ein

bestimmtes Ideal hinstuernde Soziale Praxis zu gewinnen. Realistisch in der Prüfung der Bedingungen kommt er zur Verwerfung der Phrase vom sozialen Königthum als einer über den Klassen im Wolkenhimmel der Gerechtigkeit schwebenden unbetheiligten Macht und fasst damit die Sozialpolitik nothwendig als eine Klassenpolitik: Zielbewusst und klar, wenn im Dienste der aufstrebenden, d. h. auf Grund ihrer wirtschaftlichen Bedeutung zur sozialen Macht gelangenden Klasse, unklar im Zickzackkurs einherschwankend, wenn auf eine Ausgleichung der widerstrebenden Interessen aufsteigender und sinkender Klassen gerichtet. Nur so ergiebt sich das Ideal der Produktivität: der höchstmöglichen Entfaltung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit als Vorbedingung höchster und allzeitiger menschlicher Entwicklung. Diese Produktivität ist ihm das spezifische Ideal der Sozialpolitik, für die er die Herrschaft von aussen her genommener Ideale, als des am vollkommensten in der katholisch-sozialen Theorie ausgeprägten religiös-naturrechtlichen, das den Offenbarungsglauben zur nothwendigen Voraussetzung hat, des ethischen und des rassenhygienischen entschieden zurückweist. Besonders gelungen ist die Charakteristik der „ethischen“ Nationalökonomie, die auf einer aus früheren Gesellschaftsstufen hergeleiteten, daher reaktionären Moral fussend den wirtschaftlichen Entwicklungsgang nur zu hemmen und zu allerhand subjektiv bedingter sozialpolitischer Flick- und Pflasterarbeit zu führen geeignet sei. Sonach muss „eine gesunde Sozialpolitik“ sich die thunlichste Unterstützung der den wirtschaftlichen Fortschritt repräsentirenden sozialen Klasse zur Aufgabe machen, weil nur dadurch ihr Ideal: die höchste Entfaltung der produktiven Kräfte verwirklicht werden kann, dessen Verwirklichung aber im Interesse des Kulturfortschritts nöthwendig erheischt wird.

Dies der Gedankengang der an feinen methodischen Einzelbemerkungen reichen Untersuchung. Sie räumt entschieden mit vielerlei Spuk moralischer Sentimentalität auf, wie er sich in der reaktionären Sozialpolitik und ab und zu auch in unseren Reihen breit macht. Er ist charakteristisch, wie von jüngeren Oekonomen, es sei hier nur noch Max Weheran geführt, immer entschiedener mit der alten unklaren Lehre vom Schutze der Schwachen gebrochen wird und für die Gesellschaft die Lehre vom Siege der Bestangepassten mit einer gewissen brutalen Entschiedenheit vertreten wird. Nur dass im Gegensatz zu Ammons und Tilles Verherrlichung des ewigen „naturwissen-

schaftlichen“ Herrscherberufs der Kapitalistenklasse hier bereits die Erkenntniß der geschichtlichen Bedeutung des Proletariats als der aufstrebenden und zukunftsicheren Klasse wach wird.

Immerhin erscheint die Forderung absoluter Selbständigkeit des sozialistischen Ideals unbegründet. Sie ist auch nur haltbar bei Annahme der mehr technisch-ökonomischen Definition, die der Verfasser giebt. Aber die Sozialpolitik ist nicht ausschliesslich wirtschaftlich. Sie umfasst weite Gebiete des Erziehungswesens und der Hygiene mit allen daran anschliessenden Aufgaben kriminalpolitischer und anderer Art. Gerade ihre spezifische Richtung auf ganze Menschengruppen, die nicht nothwendig wirtschaftlich bedeutsame Faktoren zu sein brauchen — so halte ich die Armenpolitik mit der Zwangsversicherung, die Steuerpolitik, soweit sie auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einzuwirken sucht, verschieden für einen Zweig der Sozialpolitik — scheidet sie von der rein auf Gütererzeugung ohne Berücksichtigung der menschlichen Zusammenhänge gerichteten Zweigen der Gewerbe — Agrarpolitik etc. Und so ist es auch völlig berechtigt, die Sozialpolitik, die eben mehr als blosser Wirtschaftspolitik, die etwa eine auf wirtschaftlichen Grundlagen ruhende, aber unmittelbar über sie hinausgehende Massenpolitik ist, von anderen als rein wirtschaftlichen Idealen unmittelbar beeinflussen zu lassen. Die Rassenhygiene muss allerdings, wenn auch methodisch weit strenger, als es z. B. von Haycraft geschieht, mit auf die Sozialpolitik einwirken. Und die Einwirkung ethischer Forderungen, die gar nicht immer aus den Gewohnheiten einer alten Gesellschaft hervorgehen müssen, sondern wie die des Sozialismus aus den theilweise vorauszubestimmenden einer werdenden neuen herstemmen können, wird sich niemals völlig von der Sozialpolitik loslösen lassen. Denn auch sie sind wirtschaftlich wirksame Faktoren. Und so entschieden der Marxismus mit gutem Recht es ablehnt, aus den vagen moralischen Empfindungen der Einzelnen heraus wirtschaftspolitische Forderungen abzuleiten, so ist es doch im Grunde wieder ein ethisches, d. h. auf Verwirklichung der Herrschaft von Gesellschaftsinteressen gegenüber heute herrschenden Minderheitsinteressen gesuchtes Ziel, das auch ihm wie jeder sozialistischen Richtung vorschwebt. Polemisch, im Kampfe gegen Gefühlsschwärmerei und Phrasenwesen unhistorischer Art vollauf berechtigt ist die Verwerfung der „ewigen Gerechtigkeit“ und derartiger Ausdrücke unklarer,

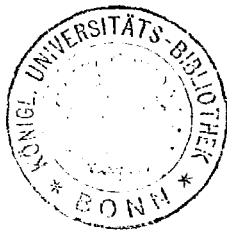
mitunter reaktionärer Subjektivität. Aber der aufsteigende Gang der Arbeiterklasse fällt im Gegensatz etwa zu dem Verwüstungszuge der aufstrebenden Bourgeoisie mit den Gesellschafts-, d. h. den Masseninteressen zusammen und setzt sich selbst ein aus ihm nothwendig entspringendes Ideal der Gerechtigkeit und der harmonischen Lebensgestaltung, nur das erklärt den begeisterten Schwung, der auch hinter den nüchternsten taktischen Berechnungen in der Arbeiterbewegung lebendig ist. Hier ist Sombart wohl marxistischer als Marx. Er lässt die bitteren Worte gegen Gefühlsozialismus gelten und übersieht die heisse Leidenschaft, die hinter dem allen verborgen ist und oft genug durchbricht. Um so werthvoller aber sind seine krystallklaren Darlegungen gegenüber dem ganzen Gepäck ethischer, religiöser Phrasen, wie es die kleinliche Eughertzigkeit der heute massgebenden und wissenschaftlich gerechtfertigten staatlichen und gesellschaftsretterischen Sozialpolitik kennzeichnet.

Karl Thiers beleuchtet in einer gediegenen und lehrreichen Darlegung die Bedeutung der Konsumvereine, die im Gegensatz zu den Erwerbs- und Kreditgenossenschaften nicht durch Festigung überlebter Wirtschaftsformen sich der sozialen Entwicklung entgegenstemmen, sondern durch Beseitigung unnützer Mitglieder den Entwicklungsgang zu höheren Formen befördern. So erklärt er zutreffend das verschiedene Verhalten der herrschenden Sozialpolitik gegenüber den beiden Arten der Genossenschaften und zeigt, wie alle Chikanen der Reaktion in letzter Linie nur der kräftigen Entfaltung der segensreichen Einrichtung der Konsumvereine dienen.

Sidney und Beatrice Webb beleuchten in einer an Einzelthaten reichen Erörterung die jetzt an Stelle der früheren Gegnerschaft gegen die Maschinen getretene Politik der englischen Gewerkvereine: der Maschine offen jeden Theil des Betriebes zu überlassen, der ihr zugänglich ist, im übrigen hohe Löhne zu erzielen, die Eigenheiten ihres besonderen Artikels zu bewahren und weiter zu differenzieren und auch ausserhalb ihres besonderen Arbeitskreises auf die Hebung der Lage der Gesamtarbeiterschaft hinzuwirken.

So dienen die verschiedenen Abhandlungen des Hefts in verschiedener Weise dem Programm des wirtschaftlichen Fortschritts als klar erkannte Vorbedingung sozialer Verbesserungen. So wird die Wirksamkeit der Zeitschrift, der wir in ihrer neuen Form bestes Gedeihen wünschen, auch künftig für die Praxis wie für die Wissenschaft gleich werthvoll sein.

s. k.





ARNE GARBORG.